UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

IG
B6726b

Ludwig Börnes

Berliner Briefe

1828

Nach den Originalen
mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Ludwig Geiger

84947
6/12/07

Berlin, 1905, F. Fontane & Co.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Die in diesem Bande abgedruckten Briefe dürfen als inedita gelten. Allerdings stehen in Börnes nachgelassenen Schriften Band III (Mannheim 1847, S. 233—330) 21 Briefe Börnes an Jeanette Wohl, die aus Berlin 1828 geschrieben sind; aber einerseits ist die Ausgabe jetzt so ziemlich verschollen und in keiner späteren Ausgabe von Börnes Schriften wiederholt; andrerseits ist der Inhalt der Briefe so dürftig (die kleine Seite jener Ausgabe hat etwa den Inhalt einer halben Seite der vorliegenden), und endlich ist der Text ganz willkürlich gestaltet.

Diese Willkürlichkeit besteht in Auslassungen und Veränderungen mannigfachster Art. Die Herausgeber (die Erben des literarischen Nachlasses) ließen alles aus, was ihnen nur irgendwie bedenklich schien, weil es etwa lebenden Personen oder deren Nachkommen nicht ganz angenehm klingen konnte. Ihre Streichungen waren so energisch, daß das meiste Satirische geopfert wurde. Aber selbst gar nicht bös gemeinte Betrachtungen, z. B. die Gegenüberstellung der beiden Schwägerinnen (Henriette Herz und Frau Dr. Herz, S. 3, Z. 9 ff.), wurden fortgelassen. Eine sehr große Anzahl von Namen, über deren Träger gar nichts Verfängliches gesagt wurde, wurden entweder mit Initialen bezeichnet oder mit Sternchen angedeutet, so daß

der Leser, der jener Zeit fern stand, sehr oft durchaus nicht wußte, wer gemeint ist. Die Grundsätze, von denen die Herausgeber sich leiten ließen, bestanden ferner hauptsächlich darin, alle Intimitäten, die von Börne Frau Wohl gegenüber geäußert wurden und geäußert werden durften, ausgelassen wurden; daher wurde das häufig vorkommende „Du" der Anrede in „Sie" verwandelt, alle Anrufungen der Geliebten mit „Bärbelchen", die Bezeichnung des Briefschreibers als „Hans" oder „Charles" (auf den Gebrauch dieses Namens hatte Börne ein Anrecht, denn außer dem uns geläufigeren Vornamen „Ludwig" hatte er auch den „Karl" bei seiner Taufe am 5. Juni 1818 empfangen [Holzmann, Börne, S. 94]) weggelassen, allerliebste kleine Unterschriften wie „Börne geborene Wohl oder geborene Jeanette" gestrichen, jede Anspielung auf die künftige Verheiratung, die ernstesten Auseinandersetzungen, wie und wo diese Verehelichung stattfinden könnte und sollte, getilgt. Auch die Kleinigkeiten, die gerade einem intimen Briefwechsel Reiz verleihen: Äußerungen über geschäftliche, häusliche Angelegenheiten wurden geopfert. Außerdem wurde alles entfernt, was nur irgendwie Anstoß hätte erregen können: fast alles, was zur Charakteristik der bedeutenderen Persönlichkeiten des Berliner Kreises dienen konnte, jede herabsetzende Bemerkung gegen Frankfurter Einrichtungen und Zustände, alle wegwerfenden Äußerungen über jüdische Eigenheiten. Hätte ich in dem vorliegenden Bande eine kritische Ausgabe beabsichtigt, so würde ich in Anmerkungen oder einem kritischen Anhang jede Veränderung gebucht, jede Auslassung genau verzeichnet haben. Da dies bei dem Plane der vorliegenden Edition völlig ausgeschlossen war, so begnüge ich mich, um den Lesern wenigstens einen Begriff von dem Unterschiede dieser Ausgabe von der einzig existierenden zu geben, damit, einen

einzigen, zufällig herausgegriffenen Brief unserer Sammlung, Nr. 3 vom 20. Februar 1828, genau durchzunehmen. Der Anfang stimmt bis „mehrere Leute waren" (unten S. 3 vorl. Z.), die Worte „doch keine sonderlich interessante" sind ausgelassen; die unschuldige Bemerkung (S. 12 Z. 2) „man bleibt . . usw." fiel dem Stift der Herausgeber zum Opfer; daß der Neffe (der Name Spiro wurde unterdrückt) „immer die Hand vor den Mund hielt", schien den Herausgebern anstößig. Der Satz „er kennt" bis „lernen" (S. 12 Z. 7. 8), wodurch das Folgende überhaupt erst verständlich wird, fiel fort. In der Schilderung der Gesellschaft bei Mendelssohns wurde gestrichen: die kurze Bemerkung über die Frau (S. 12 Z. 18 ff.), ferner die über den Mann und die ganze große Charakteristik der Marianne Saaling (von S. 12 letzte Z. bis S. 13 Z. 28). Die lange Stelle über „Hans" verschwand wegen ihrer scheinbar großen Bedenklichkeit und damit gleich alles Anschließende (S. 15 Z. 14 bis S. 16 Z. 10). Die Stelle über die Sängerin Bamberger (S. 16 Z. 23 f.) erschien den Herausgebern ebenso anstößig wie die Bezeichnung Heines als des „Hans" von Frau Wohl (S. 16 Z. 6 v. u.). Ebenso schlimm oder noch schlimmer ist es in den anderen Briefen. Die wichtigsten Stellen über Marianne Saaling, die witzigen und moquanten Stellen über Henriette Herz fehlen fast durchaus. Die mitgeteilten Billete Berliner Damen, Börnes Gedicht sind gestrichen. Die Berliner Witzproben (S. 17 Z. 3 ff.) fanden keine Gnade vor den Augen der Editoren. Die Streichung einzelner Stellen über Frankfurt könnte man aus lokalem Frankfurter Interesse erklären; aus demselben Grunde vielleicht auch die Auslassung der Bemerkungen über das „Alexanderfest" (S. 34 Z. 14 ff.). Warum aber die herben Worte über Spontini (S. 18 Z. 12 ff.) daran glauben mußten, die doch

dem allgemeinen Urteil des Berliner Publikums entsprachen, ist nicht einzusehen. Nicht selten sind in diesem Briefe wie in allen übrigen die Auslassungen durch Punkte bezeichnet, häufiger aber auch nicht einmal dies, so daß der Leser gar nicht ahnen kann, wo etwas ausgelassen ist.

Durch solche Willkürlichkeiten wurde der Charakter der Briefe völlig geändert, ja zerstört. Von den zahlreichen z. T. hochbedeutenden Stellen über die Schwestern Saaling war in dem ersten und einzigen Drucke fast nichts übrig geblieben, und bei den wenigen, da die Namen nicht genannt, sondern nur durch Sternchen angedeutet waren, wußte man gar nicht, worauf sie sich bezogen. Da seit dem ersten Druck beinahe 60 Jahre vergangen sind, die Rücksichten, die man damals zu nehmen glaubte, geschwunden sind, übrigens auch die ganze Art von der Auffassung des Rechtes und der Pflicht eines Editors sich vollkommen verändert hat, glaubte ich alle diese Bedenklichkeiten schwinden lassen zu müssen. Ich gebe daher im Folgenden den Text der Briefe im wesentlichen so, wie sie geschrieben worden sind und behalte namentlich auch die Orthographie und die gelegentlich vorkommenden kleinen Sprachschnitzer Börnes bei. Ich habe mich ferner nicht gescheut, auch unbedeutende Bemerkungen über rein geschäftliche Angelegenheiten, Besorgungen, Aufträge beizubehalten, und es schien mir ebenso unbedenklich, recht derbe Stellen über Ludwig Robert und seine Frau, besonders auch über Amalie v. Hellwig u. a., stehen zu lassen, wie die kleinen Zärtlichkeitsäußerungen Börnes bekannt zu geben.

Gewisse Schranken glaubte auch ich allerdings mir auflegen zu sollen. Manche völlig belanglosen Kleinigkeiten wurden entfernt, durch Punkte angedeutet, und über ihren Inhalt mit kurzen Worten referiert. Ferner blieb fort, was Salomon Strauß, der spätere Gatte von Jeanette,

der die Briefschätze Jahrzehnte eifrig behütete, selbst unleserlich gemacht hatte. Es wäre vielleicht möglich gewesen, die eine oder andere dieser Stellen zu entziffern, doch schien es mir pietätlos, den Willen des Mannes zu verletzen, der ein vollgültiges Anrecht auf diese Briefe besaß. Ferner habe ich drei größere Stellen entfernt, weil ich die Verantwortung für ihr Bekanntwerden nicht tragen mochte: die eine über die Tochter des berühmten Bildhauers Rauch, zwei andere über Marianne Saaling, — alles Frivolitäten, mit deren Bekanntwerden keinem Menschen gedient, das Andenken an bedeutende Persönlichkeiten aber schwer gekränkt werden konnte.

Sonst sind die Texte vollständig nach dem Original, und zwar buchstäblich, also auch mit Beibehaltung aller kleinen Sonderbarkeiten des Schreibers, abgedruckt. Die leichten Briefe mit einem großen Kommentar zu beschweren, wäre nicht zweckmäßig gewesen; als wichtigste Aufgabe der Anmerkungen erschien mir die Erklärung der Berliner Ereignisse und die Beifügung kurzer biographischer Notizen zu den erwähnten Persönlichkeiten; dafür boten die „Vossische“ und die „Spenersche Zeitung“, sowie einzelne literarische Zeitschriften ein ziemlich ausreichendes Material. Über Frankfurter Persönlichkeiten beantwortete Herr Professor Krakauer in dankenswerter Weise meine Fragen, für einige andere gab Frau Dr. Johanna Schnapper-Arndt erwünschte Aufklärung. Leider versagte eine Quelle vollkommen, nämlich die Briefe der Adressatin, Frau Jeanette Wohl. Während ihre Briefe an Börne sonst fast lückenlos erhalten sind, waren die Antworten auf die Berliner Briefe weder im Original noch in einer vorhandenen Kopie zu finden. Auch in dem genauen Register ist nichts aufgeführt. Es ist daher zweifellos, daß sie nicht mehr existieren, und höchst wahrscheinlich, daß sie von Jeanettens

späterem Gatten, Salomon Strauß, wegen ihres Inhalts, wegen des Eingehens auf die damals beabsichtigte Heirat mit Börne entfernt worden sind. Dadurch ist es leider unmöglich geworden, manche Anspielungen in Börnes Briefen aufzuklären.

Das sehr schön erhaltene Original befindet sich im Besitze der Börne-Administration in Frankfurt a. M., deren Mitglied ich bin. Ich habe die Mitadministratoren veranlaßt, diese Manuskripte der Öffentlichkeit zu übergeben und damit den Anfang zu größeren Publikationen aus dem Nachlaß zu machen. Als Ziel schwebt uns eine große historisch-kritische Ausgabe von Börnes Schriften vor, für die der bisher noch nie benutzte Nachlaß das kostbarste Material gewähren würde.

Berlin, 15. Juli 1905.

Ludwig Geiger.

Einleitung.

Drei Frauen sind es vorzüglich, die in den folgenden Blättern dem Leser entgegentreten: die Adressatin der Briefe Jeanette Wohl in Frankfurt, Henriette Herz und Marianne Saaling in Berlin. Jeanette Wohl ist in der Literatur sehr verschieden beurteilt worden. Man wußte lange Zeit nur ganz allgemein, daß Börnes Pariser Briefe und die zahlreichen in seinem Nachlaß mitgeteilten Episteln an sie gerichtet sind. Über ihr Wesen waren durch Heines Spöttereien häßliche oder unwahre Nachrichten im Schwange; sie sind erst durch die liebevolle, feinsinnige und auf gründlichster Kenntnis beruhende Studie Gottlieb Schnapper-Arndts zerstört worden. Nach dieser Skizze (Westermanns Monatshefte Bd. 62, 1887) sei hier ein kurzer Lebensabriß mitgeteilt, zugleich mit dem Hinweis darauf, daß aus den vollständig erhaltenen Briefen der Jeanette an Börne demnächst eine größere Auswahl erscheinen soll.

Jeanette Wohl — das ist der Mädchenname der würdigen Frau — ist am 16. Oktober 1783 geboren und am 27. November 1861 gestorben. Sie war 22 Jahre alt, als sie sich 1805 mit Leopold Ott verheiratete. Bald nach eingegangener Ehe überzeugte sie sich, daß der Gatte, der sehr reich war, nicht für sie paßte, pflegte ihn zwar bei einer schweren Krankheit, setzte es aber durch, daß sie

von ihm geschieden wurde. Sie nahm bei der Trennung keinerlei pekuniäre Vergünstigung an, sondern lebte von ihrem nicht übermäßig großen väterlichen Vermögen; ihre Mutter blieb noch mehrere Jahrzehnte am Leben. Im Jahre 1816 lernte sie Börne kennen, und fast unmittelbar nach dieser Bekanntschaft entwickelte sich zwischen beiden ein herzliches Einverständnis.

Es war ein inniges geistiges Zusammenleben mit der Traulichkeit einer zarten Freundschaft gepaart, wie sie sich zwischen reifen Frauen (Jeanette war 3 Jahre älter als Börne) und kränklichen Männern leicht bildet. Sie wurde „Börnes Gedächtnis und sein literarisches Gewissen. Sobald irgend ein Projekt seiner Feder entfloh, bewahrte sie es auf, um immer wieder darauf zurückzukommen."

Dieser Zusammenhang hörte aber auch während der zahlreichen, mitunter lange dauernden Reisen nicht auf, die Börne nach manchen Städten Süddeutschlands, seit 1822 auch nach Frankreich unternahm, sondern wurde immer inniger. Denn während Börne beim Zusammenleben manches kleine Ereignis für gar zu unbedeutend hielt, manches Geschriebene nicht erwähnte, in der Voraussetzung, es würde der Freundin auch ohnedies bekannt werden, führte er auf Reisen sorgfältige Tagebücher und schrieb für sie alles auf, was er beobachtete, erfuhr und dachte. Und sie war es auch, die das zunächst für sie allein Geschriebene anderen zugänglich zu machen suchte. Auf ihr Drängen ist z. B. „der Eßkünstler im weißen Schwan" gedruckt worden, den Börne ursprünglich als Scherz für die Freundin niedergeschrieben hatte. Er erklärte sich bei solchen Scherzen als ihr Eigentum, nannte sich z. B. Jean Bien, also Johann Wohl. Sie drängte ihn nicht bloß zu neuen Publikationen, sondern suchte ihn zu bestimmen, älteren öffentlich anerkannten Verpflichtungen nach-

zukommen. So konnte sie nicht begreifen, wie Börne sich etwas gar zu genial darüber hinwegsetzte, daß er das Pränumerationsgeld für den zweiten Band der „Wage" empfangen und nur 5 Hefte dieses Bandes geliefert hätte, sondern spornte ihn unermüdlich an, das Schuldige zu liefern. Sie war es vornehmlich, die die Anregung zu dem Druck der Pariser Briefe gab, weil sie erkannte, daß die Bevorzugung möglichst leichter Formen für Börne das Beste sei, daß er um so schöneres leiste, je mehr er sich gehen lasse. Daher bestimmte sie ihn, diese privatim an sie gerichteten und zunächst für sie ausschließlich bestimmten Briefe zum Drucke vorzubereiten.

Doch, wie sie seine Tätigkeit anspornte, so trieb sie ihn auch, wenn sie dies seiner Natur für angemessen fand, zum Müssiggang. Sie wollte in Rücksicht auf seine schwächliche Konstitution, daß er sich nicht übermäßig anstrenge, sie war ängstlich besorgt für seine Gesundheit, seine Bequemlichkeit, seine Ruhe. Sie war ferner sein Finanzminister: sie berechnete die Bogenzahl seiner Schriften und die Honorare, die er zu erwarten hatte, ja sie setzte, einem anmutigen Aberglauben folgend, in die Lotterie, um die Summen zu erlangen, die zur Befriedigung seiner Wünsche nötig waren, und endlich spendete sie selbst, wo es anging, aus ihrem bescheidenen Vermögen.

Sie war eine gebildete, kunstliebende und kunstübende Frau, sie sang angenehm und spielte nicht ohne Fertigkeit Klavier und Guitarre. Sie schrieb ziemlich korrekt und ohne all zu starke Sünden gegen die Orthographie. Sie las mit Vorliebe Rousseau, Jean Paul, Walter Scott, sie unterrichtete sich über Geschichte und Politik und teilte mit Börne den radikal demokratischen Standpunkt. „Eine ideale Aufrichtigkeit atmen ihre Briefe, kein unwahres Wort befleckt sie."

In harmonischer Eintracht lebte das Freundespaar länger als ein Jahrzehnt. Nur einmal, 1828 — und gerade deswegen sind unsere Briefe so wichtig — war der Plan fest ins Auge gefaßt, eine nähere Verbindung einzugehen, den Freundschaftsbund in ein eheliches Verhältnis zu verwandeln, doch kam diese Idee auch damals nicht zur Ausführung. Der Grund, daß die Ehe nicht zustande kam, lag wohl einerseits in dem Umstand, daß Jeanette ihre streng orthodoxe Mutter nicht kränken wollte, anderseits in den vielen körperlichen Leiden Börnes, die ihm eine Verheiratung unrätlich erscheinen ließen, bei ihr vielleicht auch in dem Bedenken, die reine Idealität des Verhältnisses durch eine Ehe zu stören oder zu verletzen. Früher, 1821, hatte Börne die Freundin sogar zu bestimmen gesucht, einen anderen zu heiraten; als sie sich 1832 (also fast 50 Jahre alt) mit Salomon Strauß (geboren 30. April 1795, also 12 Jahre jünger als Jeanette, gestorben 1865) vermählte, war er durchaus mit dieser Verbindung einverstanden. Sie betrachtete es als erste Bedingung dieser Ehe, daß in ihrem Verhältnis zu Börne nichts geändert würde. Sie hat dies ihrem Verlobten gegenüber „mit erschütternder Gewalt in Worten ausgedrückt, wie sie ergreifender kein Dichter gefunden". Diese Worte, die am besten ihr Wesen und ihr Verhältnis zu Börne darstellen, lauten so:

„Der Doktor hat niemanden auf der Welt als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollte ich ihm das mißgönnen, ihm, der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksal abgefunden hat, . . . ja sich dabei glücklich fühlt. Ich freute mich damit, der Gedanke machte mich so glücklich, daß er an Ihnen eine feste Stütze, einen

redlichen, offenen, guten Menschen zum Freunde gewinnen solle; ich konnte mir's nicht anders denken, der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben als das auf mein Gewissen laden; auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte . . . Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn nichts kann tiefer erschüttern, als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der Untreue an der Treue. So lange ich lebe, bis zum letzten Atemzuge, werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht so auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst . . . so ist alles aus und Nacht."

Wirklich änderte sich durch ihre Verheiratung ihr Verhältnis zu Börne nicht. Nachdem die Ehe am 7. Oktober 1832 in Frankfurt vollzogen war, lebte sie in Gemeinschaft mit ihrem Mann 1833 fünf Monate lang in der Schweiz mit Börne zusammen; von Ende 1833 bis zu seinem Tode lebte Börne mit den Freunden während des Sommers in Auteuil, während des Winters in Paris. Jeanette, die in viel höherer Weise als manch andere Dichterfreundin die Werke ihres Genossen als durch sie hervorgerufen und an sie gerichtet betrachten durfte, wurde dann die Herausgeberin dieser Schriften.

Von den beiden Berliner Frauen, die in den nach-

folgenden Briefen außerordentlich häufig erwähnt und ausführlich charakterisiert werden, ist Henriette Herz (geb. 5. September 1864, gest. 22. Oktober 1848) bekannt genug. Die Briefe, die der jugendlich erregte, leidenschaftlich verliebte Jüngling Börne an Henriette Herz schrieb (1803 bis 1807), sind seit 1861 gedruckt; vor kurzem (Oldenburg 1905) ist eine neue Ausgabe dieser Briefe durch mich herausgegeben worden, der die bisher unbekannten Antworten der Henriette, verständige, dämpfende Auseinandersetzungen einer ruhigen, welterfahrenen Frau, beigegeben sind. Der Hauptreiz dieser Publikation, auf den die Leser der vorliegenden Sammlung hingewiesen sein mögen, besteht darin, daß sie beweisen, wie die Schreiberin, weit entfernt davon, die Liebesglut des Knaben oder Jünglings zu erwidern, vielleicht früher als irgend ein anderer die großen Geistesgaben des damals noch sehr Unreifen erkannte, an seine Zukunft glaubte, wenn sie auch die Faulheit, das Sichgehenlassen, die Überhebung des jungen Menschen einsah und mit dem Tadel über alle die schlimmen Eigenschaften ihres Schützlings nicht zurückhielt. Ich habe in der Einleitung zu jener Neuherausgabe eine ausführliche Charakteristik Henriettes und eine Gesamtdarstellung des Verhältnisses zwischen ihr und Börne gegeben und darf wohl auf sie verweisen, ohne mich darüber hier weiter zu verbreiten. Nur eine Notiz gebe ich lieber hier als in der Anmerkung. Börne erzählt (unten S. 104) den Abschied von Henriette, daß sie ihm die Wange zum Kusse gereicht habe und schließt mit dem bösen Wort: Il vaut mieux jamais que tard. Dieser Brief muß Frau Wohl amüsiert haben, denn Börne schreibt in einem ungedruckten Briefe aus Kassel 8. Mai Folgendes: „Nicht wahr, das kleine Unglück mit dem Kusse der Herz war artig? Aber das Schönste von der Sache habe ich zu erzählen vergessen.

Nachdem ich sie geküßt, dankte ich ihr Abschied nehmend für alle die Güte, die sie in Berlin für mich gehabt. „Ich danke für alles," sagte ich, „besonders für das Küßchen." Da lächelte sie gewaltig, denn sie dachte, ich meynte das eben erhaltene Küsschen. Ich aber meynte das Kräuterkisschen, das sie mir für mein dickes Gesicht einige Wochen früher gemacht. Das war ein närrisches Desappointement und es wieder gut zu machen, mußte ich sagen: ich danke für beide Küsschen."

Viel ausführlicher als von Henriette ist von einer anderen Berliner Dame, von Marianne Saaling, die Rede. Dies ist ganz natürlich. Henriette war der Korrespondentin durch Erzählungen Börnes, wahrscheinlich auch persönlich, bei dem Besuche jener in Frankfurt 1819 bekannt; Marianne dagegen war Jeanette Wohl völlig unbekannt, ja sie trat auch 1828 zum ersten Male in Börnes Briefen auf. Denn Börne selbst hatte sie in Frankfurt, wo jene mehrere Jahre geweilt hatte, nicht gesehen. Sie verdient an dieser Stelle eine ausführlichere Betrachtung, wobei ich mich meiner früheren Artikel aus der „Vossischen Zeitung" vom 19. und 20. Juli 1900 auszugsweise bediene, nicht aber den Versuch mache, etwa die Widersprüche aufzuweisen, die zwischen meiner, wie ich glaube unbefangenen historischen Darstellung und der teilweise parteiischen Schilderung Börnes bestehen.

Helene Luise Marianne Saaling wurde zu Berlin am 11. April 1786 geboren und starb am 18. November 1868. Sie stammte aus der Ehe des königl. Hofjuweliers Saaling, Jakob Salomon, mit Cheileh (Helene), geb. Meyer Benjamin Eger. Sie hatte sieben Schwestern, von denen die eine als Schriftstellerin unter dem Namen Regina Frohberg bekannt geworden, die andere, Julie, die Mutter Paul Heyses ist, eine dritte, Klara, verheiratete Herz, die

Schwiegermutter des Freiherrn Karl Mayer von Rothschild war.

Aus ihrer Berliner Jugendzeit ist wohl bekannt, daß sie auf manche Männer Eindruck machte, z. B. auf den später berühmt gewordenen General Pfuel (1810), der die Abweisung, die er damals erfuhr, viele Jahre später durch Verunglimpfung bezahlte. Auf jene Vorwiener Zeit mag sich eine Erzählung beziehen, die Marianne freilich in den letzten Jahren ihres Lebens ihrem Arzte, Herrn San.-Rat Vollmer, berichtete. Ich gebe sie hier so wieder, wie der Berichterstatter sie gehört und weitergegeben hat, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß eine alternde Frau sie zu einer Zeit erzählte, wo ihr Gedächtnis schwächer geworden war und ihre Phantasie Zeiten und Ereignisse vermischte und verwechselte. So erzählte sie von mehreren Zusammenkünften mit Goethe in Karlsbad und Teplitz. In ersterem Badeorte soll ihre Bekanntschaft mit dem großen Dichter so eingeleitet worden sein, daß sie mit vielen wartend am Sprudel gestanden habe. Goethe habe dicht hinter ihr gestanden und ungeduldig über das lange Warten der Brunnennymphe zugerufen, sie möge ihm doch endlich ein Glas reichen. Als dies geschah, sei etwas von dem heißen Inhalt des Glases auf die Hand von Marianne gefallen, und auf eine Entschuldigung Goethes, nachdem sich Marianne jetzt erst umdrehte und ihn alsbald erkannte, habe sie geantwortet: „Non dolet.“ (Es schmerzt nicht.)

Eine wirkliche Berühmtheit erlangte Marianne erst auf dem Wiener Kongreß, wo sie eine viel bemerkte Erscheinung war. In dem Aufsatze von Julius Bacher „Die Frauen auf dem Wiener Kongreß“, „Gartenlaube“ 1875, Nr. 26, wird sie in folgender Weise geschildert, die, wenn ich auch ihre Authentizität weder leugnen noch bestätigen kann, für geeignet gehalten werden mag, ein Bild von ihr

zu geben; freilich muß ich dem Verfasser die Verantwortung für seine Angaben überlassen.

„Sie übte durch ihr stets heiteres, witziges und anregendes Wesen eine große, belebende Kraft auf die sich dort ansammelnde Gesellschaft aus. Sie wurde deshalb auch ‚die Adjudantin des Arnsteinschen Hauptquartiers' genannt. Ihre persönliche Erscheinung harmonierte vortrefflich mit ihrem Wesen. Obgleich von jüdischer Herkunft, besaß sie eine Fülle goldblonden Haares, blaue, helleuchtende Augen und eine überaus zarte, rosige Gesichtsfarbe, welche Vorzüge durch schlanke, volle Körperformen noch wesentlich gehoben wurden. Alle diese Eigenschaften stempelten sie zu einer echt germanischen Mädchenerscheinung. Die ihr angeborene anmutige Unbefangenheit nahm sogleich jeden ein. Sie verstand es überdies, jede Vertraulichkeit in der liebenswürdigsten Weise abzulehnen, weshalb sie auch den Beinamen ‚Das Mädchen aus der Fremde' erhalten hatte. Fürsten, Mitglieder der Diplomatie, Kardinal Consalvi, Fürst Hardenberg, Herzoge und andere fanden in dem Arnsteinschen Salon die ungezwungenste Begegnung und trafen hier zugleich mit anderen Elementen aus der Gesellschaft zusammen."

Während dieser Wiener Zeit verlobte sich Marianne mit dem spanischen Gesandten in Wien, Marialva. Die Verlobung konnte infolge der Krankheit des Bräutigams nicht zur Heirat führen. Auf diese Verlobung bezieht sich eine Äußerung des alten Körner vom 29. Oktober 1816: „Fräulein Marianne wünsche ich von Herzen das schönste Los, aber ich kann mich darüber nicht freuen, daß sie es so weit von uns finden soll." Über den Bräutigam hat Friedrich Schlegel in einem Briefe an seine Gattin Dorothea, Frankfurt, den 28. September 1818, folgende bisher unbekannte Schilderung gegeben: „Auf dem Johannisberg bei

Metternich sah ich Marialva. Dieser Mann sieht merkwürdig aus, so weiß und weich wie eine recht feine Eierspeise, ein Gesicht, dem man wenig anmerkt, so, als ob es vier- bis fünfmal recht sorgfältig abgekocht wäre. Er ist nachher einige Tage hier gewesen, und Marianne sieht seitdem recht vergnügt und wieder wohl aus. Früher war dies nicht der Fall, sie war krank in Schlangenbad, und man sieht es ihr auch jetzt noch an. Daß sie nun getauft ist, wirst Du schon wissen. Ich habe Dir einen Brief von ihr über Wien geschickt." Bevor jedoch diese Verlobung stattfand, war Marianne zu einem deutschen Dichter in Beziehung getreten, der noch heute der Jugend wert ist, zu Theodor Körner.

Körner lernte Marianne in Karlsbad 1811 kennen und entbrannte, wie seine neuesten Biographen sagen, in schwärmischer Liebe zu ihr. Damals — am 9. Juli 1811 reiste sie ab — entstanden seine Gedichte: „Der Neubrunnen", „Als sie von dem Brunnen Abschied nahm", die beide an sie gerichtet sind; der gleichfalls für sie bestimmte „Zuruf am Neubrunnen" muß gleichfalls damals gedichtet sein. Im folgenden Jahre überreichte er ihr in Wien die „Erinnerungen an Karlsbad" mit einem tiefempfundenen Gedicht. Diese Wiener Zeit zunächst noch vor dem Kongresse war für Marianne eine der bedeutsamsten ihres Lebens. Sie lebte im Hause oder jedenfalls in der Nähe ihrer Verwandten Henriette v. Pereyra, geb. 29. Nov. 1780, gest. 13. Mai 1859. Gewöhnlich wird diese Frau als Mariannens Cousine bezeichnet; dies nicht ganz mit Recht, denn die Verwandtschaft besteht darin, daß ein Onkel der Marianne, Leib Jakob Salomon Bartholdy, mit einer Tante von Frau v. Pereyra (Bella Itzig) verheiratet war. Henriette Pereyra ist also gleichfalls Berlinischen Ursprungs. Sie war die Tochter der Freifrau Franziska v. Arnstein,

und diese wiederum eine Tochter des aus der Mendelssohnschen Zeit bekannten Hofbankiers Daniel Itzig. Die beiden Frauen Marianne und Henriette werden von Körner bezeichnet „als zwei große Ausnahmen innerer tüchtiger Bildung mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt". Zunächst handelte es sich zwischen Körner und den beiden Frauen um einen literarischen Verkehr. Körner brachte z. B. eine sehr schöne Geistergeschichte, welche die Saaling erzählte, in Reime; es muß eine der beiden „Die Taube" oder „Die Rose" gewesen sein, die Karoline Pichler mit einigen Zusätzen später durch den Druck veröffentlichte.

Aus diesem literarischen Verkehr entwickelte sich bald eine persönliche Intimität und hat manche Veranlassung zu der Vermutung gegeben, daß durch dieses innige Gefühl die Liebe Körners zu seiner Braut Toni Adamberger erkaltet sei. Doch ist diese Vermutung schwerlich richtig. Marianne war einige Jahre älter als Körner und gehörte durch ihre Geburt und ihre Erziehung einem Kreise an, in dem Körner durch eine Heirat sich festzusetzen schwerlich die Absicht hatte; der Verkehr beider war seitens des Mannes mehr eine romantische Huldigung, die ein junger Mann gern einer schönen und geistreichen Frau widmet, seitens der Frau das gewiß von jeder Erotik freie Verlangen, sich von einem Dichter huldigen zu lassen.

Von den mannigfachen Zeugnissen dieser Beziehungen sei nur das folgende Albumblatt angeführt:

„Und Frauenunschuld, Frauenlieb'
Gilt noch das höchste Gut,
Wo deutscher Ahnen Sitte blieb
Und deutscher Jünglings-Mut.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der diesen Zauber stört;
Wer für sein Lieb' nicht sterben kann,
Ist keines Kusses wert.

Auch Du hast noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion;
Was von der ew'gen Liebe stammt,
Ist zeitlich nicht entflohn.
Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein,
Doch bleibt der Glaube stehn!

Er bleibt! — Mögen diese Zeilen Sie, teuerste Freundin, an ein ehrliches, wenn auch wildes und leichtes Herz erinnern, das gewiß Ihr heiliges, zartes und treues Gefühl zu schätzen und zu verstehen weiß. Bis in den Tod Ihr Freund Theodor Körner."

Auch manche andere poetische und prosaische Äußerung aus der letzten Wiener Zeit Körners und aus der kurzen Epoche seiner Anteilnahme an dem großen Kriege bekunden, daß das schöne Mädchen Eindruck auf ihn gemacht hat. Auch die Eltern des Dichters widmen der Freundin des Sohnes innige Sympathie; manche Grußworte von ihnen finden sich in den aus Dresden geschriebenen, an Freunde in der Residenz gerichteten Briefen des Ehepaares; als Körners nach Berlin übergesiedelt waren, standen sie mit Marianne im freundschaftlichen Verkehr. Von 1815 an lebte Marianne in Frankfurt bei ihrer Schwester, der schon erwähnten Frau Herz; später, wohl nach der Verheiratung ihrer Schwester Julie mit dem Dr. Heyse, dauernd in Berlin. In Frankfurt war sie mit einer Berlinerin zusammengetroffen, die, obgleich einer früheren Generation angehörig, ihr wohl schon früher bekannt geworden war, mit Dorothea Schlegel. Außer gemeinsamen ästhetischen Interessen wurden die beiden Frauen geeint durch lebhafte religiöse Empfindungen. Marianne war, im Jahre 1818, gewiß mit Rücksicht auf ihren bereits mehrfach genannten Verlobten, zum Katholizismus übergetreten. Dieser Über-

tritt war aber bei ihr wie bei der Freundin Dorothea keineswegs etwas Äußerliches, sondern entsprach einem starken inneren Bedürfnis. Zeugnis dafür gibt Mariannes Wirken für ein katholisches Waisenhaus in Berlin. Darüber schrieb Dorothea Schlegel an ihren Sohn aus erster Ehe, den Maler Johann Veit, am 1. August 1838: „Diese auserwählte Seele (Marianne Saaling) wirkt nach allen Kräften zur Ehre Gottes für Kranke und Arme, und steht mit an der Spitze des Vereins für das katholische Waisenhaus; dieser und die ausdrückliche Erlaubnis der Regierung dazu ist als eine Wunderwirkung der Begebenheiten unserer Zeit zu betrachten; es hat bis jetzt noch nie ein katholisches Waisenhaus in Berlin stattgefunden." Für die Intimität zwischen Dorothea und Marianne gibt es aber auch sonst Zeugnisse genug: unter den Reliquien der letzteren befindet sich ein Blatt von Friedrich Schlegels Grabe, das Dorothea der Freundin geschickt, ferner manche Bücher mit Widmungen von Friedrich und Dorothea. In einem Exemplar von Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi" hat Dorothea, Frankfurt, 11. April 1818, folgendes eingeschrieben: „Arbeiten, als sollten wir Jahrhunderte leben, beten, als müßten wir heute noch sterben."

Eines der letzterwähnten Zeugnisse führt uns schon in die Zeit, in der die sogenannte weltliche Periode in Mariannes Leben zu Ende war. Denn der größte Teil ihres Lebens war der Pflege der Kranken und der Sorge für die Unmündigen geweiht. Auf diese Tätigkeit bezieht sich auch ihr Wahlspruch, den ich gleichfalls dem jahrelang um sie bemühten treuen ärztlichen Berater verdanke: „Bei Armen bin ich reich, bei Kranken gesund geworden, bei Sterbenden habe ich leben gelernt."

Diese den eigentlichen Freuden der Welt abgewandte Periode, in der auch körperliche Leiden und wenn auch

nicht gerade Not, so doch Beschränktheit der materiellen Mittel dazukam, um Marianne die Schwere des Lebens kennen zu lehren, schien im Jahre 1834 ein Ende zu finden. In jenes Jahr nämlich fällt ihre Verlobung mit Varnhagen von Ense, von der dieser in seinen Denkwürdigkeiten Band 6 so ausführlich berichtet. Hier soll nur kurz folgendes angedeutet werden.

Marianne gehörte zu den Kreisen, in denen auch Rahel lebte und verkehrte. Rahel hatte sie geschätzt, ohne zur Intimität mit ihr zu gelangen. Varnhagen war sie seit seiner ersten Berliner Zeit 1803/4 bekannt. Aber sie wurde erst nach Rahels Tode seine Freundin, und erregte teils durch ein Bekenntnis ihrer vielen körperlichen Leiden, teils durch das Geständnis ihrer Mittellosigkeit, vor allem durch ihre immer noch große Schönheit Varnhagens Interesse, ja Leidenschaft. Varnhagen besuchte sie oft und hat von ihrer Umgebung ein hübsches Bild entworfen, in dem es unter anderem heißt: „Alles, was an ihr und um sie war, zeugte von Ordnung, Feinheit und Thätigkeit. Schon der Anblick ihres Zimmers gewährte durchaus die behaglichste Befriedigung. Alles schien an seinem Platz, in seinem richtigen Verhältniß, alles reich geschmückt, auserlesen, und war doch nur die einfachste Umgebung alltäglicher Dinge. Marianne hatte von jeher die glückliche Eigenschaft, daß ihre Anwesenheit den Raum, in dem sie sich befand, gleichsam hell machte, wie etwa, wohin man ihn auch stelle, ein prächtiger Rosenstock dies thut.“ Es kam zwischen beiden, die sich nicht nur in der Wohnung ihres Schwagers Heyse und im Krankenzimmer Mariannes häufig sahen, sondern auch in Gesellschaften viel zusammentrafen, und die von guten Freunden viel eher verlobt gesagt wurden, als sie es wirklich waren, zu vertraulichen Eröffnungen. Diese

Eröffnungen führten im April 1834 zur wirklichen Verlobung. Der Tag zur ehelichen Verbindung war bereits festgesetzt, da löste Marianne das Verlöbnis auf. Die Gründe, die sie zu diesem Schritte führten, sind trotz der langatmigen Schilderung Varnhagens, in der auch die vertrautesten Briefe beider personae dramatis abgedruckt sind, nicht recht klar; Tatsache ist, daß die Fünfzigjährige sich nicht in der Lage sah, zu einem beglückten Ehebunde zu schreiten.

Aus jener Zeit besitzen wir folgende Äußerung der Karoline Pichler, der ehemals viel gelesenen und sehr gerühmten Romanschriftstellerin, an Dorothea Schlegel, Wien, 9. April 1836: „Marianne Saaling ist eines der Wesen, zu welchen ich mich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an mit innigem Wohlgefallen gezogen fühlte und sie nie ohne lebhafte Freude nach den vielen Zwischenräumen wiedergesehen habe. In früherer Zeit, wo ich in dem Arnsteinschen Hause und jenem ganzen Kreise einheimischer war, ward mir auch das Vergnügen, Frl. Saaling zu sehen, öfter zutheil."

Nach jenen stürmischen Tagen des Verlöbnisses und seiner Auflösung hatte sich Marianne völlig zur inneren Ruhe gerettet nnd jene Abgeklärtheit gewonnen, die nur das Resultat eines, wenn auch schweren, so doch glücklich bestandenen Kampfes ist. Sie lebte in äußerer Ruhe und innerem Frieden, zwar von manchen Gebrechen geplagt, aber tätig und beglückt bis zu ihrem Ende 1868. „Sie gehört zu jenen wahrhaft wohltätigen und edlen Frauen, die, ohne allen Ehrgeiz, ohne das Streben, Ruhm zu erlangen, nur durch das wirken, was sie sind, die aus manchen Stürmen ihr edleres Selbst retten uud, frei von allem falschen Schimmer, der doch nur kurze Zeit bleiben

kann, durch die volle Harmonie ihres Wesens die Mitlebenden erquicken und den Nachgeborenen wie ein Stern aus dunkler Vergangenheit herüberleuchten."

So ausführlich, wie eben geschehen, durfte von Marianne Saaling geredet werden, weil sie die eigentliche Hauptperson ist, über die Börne berichtet. Zuerst schwärmt er, dann lästert er ein wenig, zuletzt wird er ganz abweisend, aber immer macht er ein sorgfältiges Studium aus dieser merkwürdigen Frau, deren Liebreiz, deren bewußte oder unbewußte Koketterie, deren anmutiges Geplauder und deren gesellschaftliche Stellung es ihm angetan hatten. Börne kam, wie man aus den späteren Briefen sieht, von dem günstigen, ja enthusiastischen Urteile zurück, das er in der ersten Zeit formuliert hatte. Noch entschiedener spricht er sich gegen Marianne in einem ungedruckten, gleichfalls an Frau Wohl gerichteten Briefe aus Kassel aus, 8. Mai. Er bekennt, seit seiner Entfernung aus Berlin nie an sie gedacht zu haben, und faßt dann nach sehr heftigen Bemerkungen seine Meinung in die Worte zusammen: „Sie ist wie ein Kotzebuesches Schauspiel, das unterhalten, das bis zu Thränen rühren kann, selbst mich, aber die Kritik hält es nicht aus."

Nicht mit derselben Ausführlichkeit können die übrigen Persönlichkeiten, die in den nachfolgenden Briefen auftreten, geschildert werden. Bei vielen ist dies nicht nötig, weil sie dem gebildeten Publikum so bekannt sind, daß ihre Namen nur genannt zu werden brauchen, um jedem vertraut zu sein. Zu ihnen gehört der große Bildhauer Rauch, Alexander von Humboldt, der geniale Naturforscher, der bestrickende und doch oft verletzende Plauderer; die Mitglieder der Mendelssohnschen Familie, die uns in S. Hensels weit verbreitetem Buche so leibhaftig entgegentreten, namentlich der frühreife Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen Mannesalter seine geniale Knabenepoche nicht Lügen strafte.

Andere Persönlichkeiten werden in den nachfolgenden Briefen drastisch genug geschildert, wie Eduard Gans, der hochbedeutende Jurist, Politiker und Philosoph, dessen tiefgründige juristische Darlegungen und dessen fein zugespitzte feuilletonistische Plaudereien freilich bedeutsamer sind als die durch Börne hervorgehobenen Unmanierlichkeiten und Härten seines Wesens. Gleichfalls nicht sehr gut kommen in Börnes Schilderungen die schon oben kurz genannten Varnhagen von Ense und seine Gattin Rahel Levin weg. Gewiß wird das Wesen der hochbedeutenden Frau von Börne nicht recht erkannt. Darin hat er wohl recht, daß Varnhagen die liberalen Allüren seiner früheren Zeit damals aufzugeben willens war, daß er, der Ehrgeizige, der noch nicht darauf verzichtet hatte, eine diplomatische Rolle zu spielen, damals das Höflingsgewand anzog, und daß er in dem Streben, in den aristokratischen Kreisen etwas zu gelten, durch Rahel bestärkt wurde. Aber der geistigen Kraft, die von Rahel ausging, und die sich in jedem ihrer Worte ausprägt, wird Börne, der es mit ihr und ihrem Gatten durch eine alsbald zu besprechende Schrift verdorben hatte, nicht gerecht.

Einer der wahrhaft großen damaligen Berliner, der Theologe F. D. E. Schleiermacher, wird von Börne nur ganz gelegentlich erwähnt. Unser Briefschreiber vermied ihn absichtlich, weil er ihn von seiner Hallenser Zeit her in unangenehmer Erinnerung hatte. Schleiermacher, der intime Freund von Henriette Herz, hatte den in diese schöne Frau verliebten Jüngling sehr von oben herab behandelt und im Gegensatz zu der in dieser Hinsicht schärfer blickenden Freundin die Bedeutung des noch halb dem Knabenalter angehörenden Studenten nicht zu erkennen vermocht; nun, da auch dieser zu Ehre und Ansehen gekommen war, wollte er die Beachtung nicht erzwingen, die

ihm freiwillig nicht geboten worden. (Näheres über das Verhältnis Börnes zu Schleiermacher vergleiche in der Einleitung meines schon erwähnten Büchleins „Briefwechsel zwischen Börne und Henriette Herz.")

Über die meisten anderen, recht zahlreichen Menschen — mitunter nur Augenblicksberühmtheiten —, die in den Briefen erwähnt werden, erteilen die Anmerkungen Auskunft; nur von einem häufiger genannten Ehepaar und von einigen meist jüngeren Schriftstellern seien hier noch einige Worte hinzugefügt.

Das Ehepaar ist Ludwig Robert und seine Frau Friderike geborene Braun. Ihre Schönheit wird von allen Zeitgenossen gerühmt; über ihre Sittlichkeit sind die Stimmen geteilt. Ich habe in den Briefen der Therese Huber, einer zwar von Klatschsucht nicht ganz freien, aber durchaus nicht bösartigen Frau, manche recht anzügliche Bemerkungen über Friderike Braun gelesen, will aber derartige Schilderungen hier nicht mitteilen. Statt ihrer möge eine unbekannte Stelle aus einem ganz verschollenen Buche folgen. Theodor von Kobbe schreibt nämlich in den „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben" Bremen 1840, I, 19: „Frau Robert, das schönste Weib, das meine Augen je erblickt haben. Die Ironie des Schicksals hatte diese Dame, ein würdiges Modell zu einer Madonna, in traurige, unwürdige eheliche Verhältnisse gebracht, von denen Robert sie nicht ohne große pekuniäre Opfer erlöste. Die schöne Frau wurde dadurch zum dankbaren Klärchen gegen ihren Erretter. Noch später hat mir die liebenswürdige Haizinger, ihre getreue Freundin, von der schwärmerischen Liebe erzählt, womit die Gattin Roberts an ihm hing. Ihr Herz brach mit seinen Augen, wenige Tage nachher wurde auch sie zur Erde bestattet. Von freudigen Gedanken über das Wiedersehen des liebens-

würdigen Ehepaars erfüllt, vergesse ich nie die Erschütterung, welche die Antwort einer weinenden Frau in mir hervorbrachte, die ich bei der Annäherung des Leichenzugs um den Namen des Toten befragte. ‚Es ischt halt ä Engel, die Witwe vo de Herr Dichter Robert.'"

Ihr Gatte Ludwig Robert, geboren am 16. Dezember 1778, gestorben 5. Juli 1832, war ein feingebildeter Schriftsteller ohne sonderliche Produktivität. Er hatte sich auf dem Gebiete der Lyrik und dem des Dramas versucht und auf beiden Erfolge errungen. Freilich das Wort des eben angeführten von Kobbe: „es ist mir allzeit auffallend gewesen, warum die Schriften Ludwig Roberts so wenig Epoche gemacht haben und selbst jetzt so wenig genannt werden", wird von wenigen geteilt, denn Roberts Schriften besitzen zu wenig Originalität in der Auffassung und zu wenig Selbständigkeit in der Ausführung, um wirkliche Dauer zu beanspruchen; aber durch seinen Gedichtzyklus „Kämpfe der Zeit" (1815) und durch sein Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse" hatte er Erfolge davongetragen, die ihm eine etwas mehr als ephemere und lokale Berühmtheit verschaffen und ihn in dem Glauben bestärkten, ein Dichter zu sein. (Näheres in meinem Buche „Berlins geistiges Leben" II, S. 431—434). Gerade damals (18. März) muß sein Liederspiel „Der Waldfrevel" einiges Aufsehen in Berlin gemacht haben, wie aus einem begeisterten Huldigungsgedicht Fouqués („Vossische Zeitung" 17. April) hervorgeht.

Unter den Schriftstellern jener Zeit werden die meisten nur kurz genannt. Etwas ausführlicher wird Fouqué, der Romantiker besprochen, dessen Hauptruhm als dichterischer Bearbeiter nordischer Helden- und Reckentaten einer früheren Epoche angehört. Unter den zeitgenössischen Literaten treten Willibald Alexis, Gubitz, Saphir ge-

legentlich hervor. Schon aus diesem Grunde sollen sie hier nicht ausführlich behandelt werden, vielmehr begnüge ich mich zur Ergänzung unserer Briefe, eine Stelle aus den Pariser Briefen (2. Band, 74. Brief, Häringssalat) hier mitzuteilen, obgleich in ihr gewiß die Phantasie unseres Schriftstellers die wirklichen Vorgänge stark verändert, und in der der lebhafte Haß gegen Alexis die Beurteilung früherer Zeit stark zuungunsten des Schriftstellers beeinflußte. Nebenbei mag bemerkt werden, daß Alexis, als Börne die gleich folgende Stelle niederschrieb, noch wenig geleistet hatte; seine großen märkischen Romane, die gerade in unserer Epoche ihre glänzende Wiederauferstehung feiern, gehören meist erst den vierziger Jahren an. Börnes Stelle lautet:

„Ich wohnte in der Stadt Rom. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Häring zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Häring an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Häring aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendar: wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Häring sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne?

Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Häring sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vierunddreißig Personen vorgestellt, die alle Höfräte waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt sein; aber nein. Man schleppte mich dem Tiergarten zu. Unter dem Brandenburger Tore machten wir Halt. Häring blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuskript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an: „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands!" — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: „Ich Esel, da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt!" Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne! Hier unter diesen Pferden, die einst die Franzosen schmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter diesen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn gesagt: er solle daran denken, wie man die Pferde wieder schaffe; hier unter diesen Pferden denke ich" . . . . Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Wesen sind, aber . . . Doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter diesen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter diesen schönen Talenten — ich wollte sagen Propyläen — wo einst die verdienten Männer des Altertums auf Kosten unseres geliebten Königs verpflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und Wäsche

hatten, täglich eine Flasche Champagner und monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendar fiel hier dem Robert ins Wort und sagte: Lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren, ich aber, halb tot vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins ist, ist es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, wenn sie Hunger hatten, ein Gebackenes zu essen, das man Madsa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brot bezeichnen, das sie an ihrem Passah essen, mit jenem griechischen Madsa verwandt sei? Ich bin nicht der Meinung, sondern ich stimme mit der des berühmten seligen Wolf überein, der in seinen Prolegomenen zum Homer gezeigt, daß das griechische Madsa nichts anderes gewesen als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, teurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, von den guten in der Jägerstraße, mit einer Zuckerglasur und mit Aprikosen gefüllt.“ Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen und Häring sagte: Justizrat! Börne! Der Justizrat erstarrte und sagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieses Mal aber waren es lauter Justizräte. Endlich traten wir bei Josti ein und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie vor deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Schokolade und Madeira bewirtet. Häring überreichte mir den ersten Pfannkuchen

auf silbernem Teller und sprach: Börne! dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Derüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Schokolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte."

Das journalistische Treiben war damals in Berlin ziemlich lebhaft. Ein heftig geführter Kampf für und wider das Theater beschäftigte die Gemüter. Holtei gab eine theatralische Monatsschrift heraus, Saphir beleuchtete Literatur, lokales Leben und Theater in der „Schnellpost" und in dem „Courier". So vielen Beifall er auch mit diesen täglich erscheinenden kleinen Blättern bei dem großen Publikum fand, so verdarb er es durch seine schonungslose Kritik und durch seine persönlichen gehässigen Ausfälle mit vielen Berliner Schriftstellern. Gegen seine erfolgreichen Tagesblätter richtete sich ein Konkurrenzunternehmen, die „Estafette", die indessen ihre Vorgängerin an Langlebigkeit nicht einmal erreichte, geschweige überdauerte. Auch sonst kam es zwischen Saphir und einigen Bühnendichtern zu sehr lebhaften literarischen Scharmützeln; jene gründeten gerade in der Zeit von Börnes Berliner Aufenthalt einen Verein, aus dem sie Saphir ausschlossen; dieser rächte sich durch eine heftige Satire, die Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig, und so kam es zu literarischen Schlachten, deren Anfänge Börne noch mit anzuschauen vermochte. (Über alle diese Dinge habe ich ausführlich in „Berlins geistigem Leben" II, 511—524 gehandelt; ich darf wohl darauf verweisen, ohne das einzelne zu wiederholen.)

Der Schriftsteller nun, der in diesen Kreis von Journalisten und Poeten eintrat, stand damals noch keines-

wegs auf der Höhe seines Ruhmes. Wer heute von Börnes großartigem Einfluß auf die deutsche Jugend spricht, hat hauptsächlich seine Pariser Briefe im Auge, die 1831 zu erscheinen begannen, und die, wie sie durch die französische Revolution hervorgerufen wurden, auch ihrerseits eine Umwälzung im literarischen Geschmack erzeugten. Und wer von den Neueren ihn zu den Toten wirft und, statt ihm als Verstorbenen Gutes nachzusagen, noch Zornreden in das Grab hineinruft, nimmt wiederum die Pariser Briefe als Anlaß zu seinem Verdammungsurteil, weil er in ihnen, freilich durchaus unrichtig, eine Beschimpfung Deutschlands und eine Verherrlichung Frankreichs erblickt.

Der Börne des Jahres 1828 war noch nicht in erster Linie Politiker. Freilich, wenn in den folgenden Briefen überaus selten politische Nachrichten vorkommen, so darf man sie nicht aus dem Mangel an politischem Interesse erklären, sondern dürfte das Schweigen eher der Furcht vor Öffnung der Briefe zuschreiben; denn es kommt wenigstens einmal ein Jubelruf vor, daß seitens der Fürsten so viel Torheiten geschehen, die der Sache der Freiheit zu dienen vermöchten. Auch manche Anspielung auf Preußen bezeugt, mit welcher Aufmerksamkeit Börne die Vorgänge des Tages beobachtete.

Wäre er ausschließlich politischer Schriftsteller gewesen, so würde er gerade in der preußischen Residenz verhältnismäßig wenig Teilnahme gefunden haben, denn Berlin war vor 1830 keine vorwiegend politische Stadt; das Interesse für öffentliche Angelegenheiten war vielmehr eingeschlummert bei der bekannten Aussichtslosigkeit liberaler Ideen. Aber Börne vermochte selbst in Berlin Aufsehen zu machen, weil er, um durch einseitige Behandlung öffentlicher Angelegenheit nicht zu ermüden, seine Bemerkungen über solche Dinge

in Abhandlungen der verschiedensten Art, in Skizzen, selbst in Theaterkritiken einzuschmuggeln verstand.

Er galt, da er nach Berlin kam, als hervorragender Schriftsteller. Zwar eine Sammlung seiner Schriften war bisher noch nicht erschienen. Aber durch seine Zeitschrift „Die Wage", die auch in Norddeutschland verbreitet war, durch seine zahlreichen Beiträge zu Frankfurter Zeitungen, vor allem zu dem bei Cotta erscheinenden „Morgenblatt" hatte er außerordentliches Aufsehen hervorgerufen. Zunächst wohl auch durch die Überraschung, die er vermöge seiner Art zu schreiben erregte. So ist seine „Monographie der deutschen Postschnecke. Beiträge zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen" keineswegs bloß, wie es nach dem Titel den Anschein hat, eine naturwissenschaftliche Abhandlung oder, wie man aus dem Inhalt vermuten möchte, die Schilderung einer Postfahrt von Frankfurt nach Stuttgart, in der u. a. eine recht amüsante Selbstironie, eine witzige Zeichnung einzelner Reisetypen, z. B. eines von Memel nach Triest reisenden jungen Ehepaars, das infolge der langen Fahrt die Hoffnung hatte, ans Reiseziel einen neuen Weltbürger mitzubringen, sodann eines Turners und einer Französin vorkommen, sondern ist eine Satire gegen die öffentlichen Zustände. Es finden sich darin überaus boshafte Bemerkungen gegen Beamtenwillkür, gegen die Zerrissenheit Deutschlands, gegen den übertriebenen Teutonismus, sowohl dessen äußerliche Unarten als dessen innerliche Unberechtigkeit.

Gerade diese Art, Politik vorzubringen, lockte, aber auch sein Standpunkt selbst konnte in Berlin Freunde gewinnen. Denn in seiner politischen Anschauung im allgemeinen war Börne von einem ziemlichem Optimismus zu den leitenden Kreisen erfüllt; erst allmählich wurde er,

hauptsächlich infolge der Reaktion und beeinflußt durch die französischen Ideen, zu einem Widersacher der Fürstengewalt. Das Radikal-demokratisch-republikanische bildete sich doch zumeist infolge der französischen Revolution von 1830 aus. Vor dieser Erhebung war er nur ein lebhafter Gegner Österreichs als des Führers im Kampfe gegen alle freiheitlichen Ideen, der Kleinstaaten, dieser Karikatur der Fürstengewalt, aber durchaus kein unbedingter Feind Preußens, dem er vielmehr 1813 und auch noch später die Führerrolle in der deutschen Bewegung und eine entscheidende Bedeutung für das Geschick der Nationen überhaupt zusprach.

Wie solche Äußerungen dem geistreichen Mann in Berlin Terrain eroberten, so mußte namentlich sein Auftreten gegen das willkürliche, rücksichtslose Verfahren der Polizei und sein unermüdlicher Kampf gegen die Zensur dort ein bereites Echo finden; denn durch solche Schilderungen berührte er Leiden, die auch Berliner Autoren am eigenen Leibe erfuhren, und stellte sie doch in neuer, unterhaltender Manier dar, zugleich in einer solchen, der man anmerkt, daß sie nur die innere Erregung verdecken, den starken Zorn dämpfen sollte.

Ein noch stärkeres Echo fand er durch seine scheinbar übertriebene und doch wahre Schilderung von Verschwörungen und durch die trotz des scheinbar humoristischen Tones ernste und gewaltige Beschreibung seiner eigenen Gefangenschaft: war es doch die Zeit, in der auch in Preußen die Regierung überall Verschwörungen witterte, mit unerhörter Grausamkeit gerade die Vertreter der Intelligenz, junge und alte Männer ins Gefängnis schleppte, eine Haft, die für viele einen keineswegs so harmlosen Ausgang hatte wie für Börne.

Was der Publizist von Deutschland erzählte, gewann

schon bekannten Dingen unbekannte Seiten ab; seine Pariser Skizzen dagegen (1821 ff.) führten in eine unbekannte Welt. Freilich hatten schon während der Zeit der großen Revolution manche deutsche Autoren, angelockt durch die gewaltige Umwälzung im Nachbarreiche, die auch ihrem Vaterlande große Veränderungen zu verkünden schien, Frankreich besucht und über Frankreich geschrieben, aber das eigentliche Pariser Feuilleton, sowohl das in der Originalsprache geschriebene als das nachgeahmte, war in Deutschland so gut wie unbekannt. Börnes Pariser Skizzen begründeten in Deutschland die vornehmere Journalistik. Sie führten über den Rhein die bei uns für unnachahmlich gehaltene französische Kunst des Plauderns, sie lehrten über das Nichtige zu berichten mit Anmut und Witz, sie gewöhnten das Auge daran, unbedeutende Vorgänge zu sehen und das Kleine scharf zu beobachten, woran man früher vorbeigehuscht war, und das durch weit ausgesponnene Perioden oder durch hochtönende Deklamationen verbildete Ohr epigrammatisch zugespitzten und doch wohlgefügten Sätzen zu lauschen.

Es ist völlig ungereimt, in diesem Stil, wie man es häufig getan hat, etwas Jüdisches erkennen zu wollen, denn Börnes hebräisch-jüdische Bildung war außerordentlich gering, und von deutschen Schriftstellern jüdischen Glaubens, deren es vor Börne sehr wenige gab, z. B. von Bendavid, hatte er sich, da sie ihm unsympathisch waren, abgewandt. Wenn man bei ihm von Mustern sprechen kann, denen er nachahmte, von Schriftstellern, bei denen er in die Schule ging, ohne sein eigenes aufzugeben, so waren es Lessing, Jean Paul, Tacitus. Wenn die Zeitgenossen und die Späteren eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Engländern zu sehen meinten, wenn die Berliner ihn geradezu den deutschen Fielding nannten, so schrieben sie

ihm eine Kenntnis zu, die er nicht besaß, und sahen in zufälliger Ähnlichkeit eine bewußte Absicht.

Außer dem Witz, der scharfen Beobachtung, der glänzenden und trotz aller Verwandtschaft mit bekannten Meistern eigenartigen Diktion war es die starke Persönlichkeit, die sich in allen seinen Schriften kundgab. Nicht etwa, daß er eigene Erlebnisse ungebührlich vordrängte, noch weniger, daß sein Haß gegen Einrichtungen und Systeme bestimmt war durch Zurücksetzungen, die er persönlich erlitten hatte; vielmehr spottete er häufig genug mit heiterer Selbstironie über sich und trat mit wuchtiger Energie gegen seine Glaubensgenossen, die Juden, auf, wenn er auch lebhaft für die Gewährung von Freiheiten kämpfte, die ihnen gebührten und doch vorenthalten wurden. Darin vielmehr gab sich seine Persönlichkeit kund, daß er alles mit eigenen Augen zu sehen suchte, sich an keine Autorität band, und daß er, der strenge Kritiker und große Satiriker, aus der Fülle seines Gemütes mit den Glücklichen jubelte und aus den unerschöpflichen Quellen seines Mitleids Trost für die Unglücklichen hervorholte.

Ganz besondere Anerkennung fand Börne aber durch seine Aufsätze über Kunst und Literatur. Ein Dichter war er nicht. Die wenigen Verse, die von ihm erhalten sind — auch ein größeres, den nachfolgenden Briefen angereihtes Gedicht — überraschen geradezu durch die ungewandte, schülerhafte Behandlung des Metrums. Auch seine novellistischen Versuche entbehren der reinen Kunstform infolge der Hineinziehung der Politik, oder sie erheben sich, wie „Der Janustempel", kaum über eine niedliche Humoreske oder sind, wie „Der Roman", mehr Problemskizzen und Thesenstücke als wirkliche Erzählungen. Bedeutsam bleiben sie, wenn sie damit auch nicht auf die Höhe der reinen Dichtung erhoben werden, dadurch, daß sie nicht von bloßer

Laune diktiert oder durch Phantasie erzeugt, sondern entstanden sind durch wirkliche Erlebnisse, daß sie ihren Ausgangspunkt nehmen von Erfahrungen anderer und innige Herzenstöne des Autors vernehmen lassen.

Diesen Kunst- und Literaturaufsätzen sind die Theaterkritiken zuzurechnen, durch die Börne sich in seiner Vaterstadt und weit über deren Mauern hinaus viele Freunde gewann. Doch machte er sich Dichter und Schauspieler zu Feinden, so daß er, auch im Wesen seiner Dramaturgie Lessing nicht unähnlich, nach dem Beispiel seines großen Vorgängers die Theaterkritiken bald aufgab, weil die Unannehmlichkeiten, die er von dem Schauspielervölkchen erfuhr, ihm das Handwerk verleideten. Über diese Kritiken hat ein „Mann vom Bau", der feinsinnige Alfred Klaar, sich in folgenden Sätzen ausgesprochen: „Mit großem Scharfsinn zergliederte Börne die Komposition, mit feinstem Gefühle unterschied er die Naturlaute von der angenommenen theatralischen Sprache, mit tief eindringendem Urteile schärfte er den Blick für das Wesen des poetischen Stils, für sprachlogische Fehler, für verwirrende Gleichnisse, für hohlen Schwulst und abgeschmackte Seichtheit. In seinen vernichtenden Kritiken über Houwald besiegelte er das Schicksal der veräußerlichten und verkleinlichten Schicksalstragödie. In seinen kurzen Satiren über die Philisterlustspiele seiner Tage brachte er die Enge des Lebens und die Schwächen der Kunst zugleich zum Bewußtsein. Er hatte ein offenes Auge für Kraft und originale Feinheit und gehörte zu den ersten, die dem jungen Grillparzer und dem auferstehenden Heinrich von Kleist den Lorbeer reichten. Seine Analysen bedeutender Konflikte und Charaktere, wie der Gestalten in Grillparzers ‚Sappho', bringen in alle Tiefen der Motivierung ein. In der Art, wie er, die Handlung nachprüfend, die innere Be-

rechtigung jeder Wendung an den dargestellten Individualitäten zu erkennen sucht, nimmt er die Richtung des Charakterdramas, das in unseren Tagen auf der lebendigen Bühne den Sieg davontragen sollte, vorweg."

Nur weniges soll dieser fast erschöpfenden Würdigung hinzugefügt werden: es ist der Hinweis darauf, daß Börne vor den Bedeutendsten sich gern beugt und einmal über Shakespeare einen Hymnus anstimmte, dessen sich kein Shakespearomane zu schämen brauchte, daß er, der Ifflands Dramen als „Zeugnisse der flachsten Flachheit, des fadesten Geschmacks" erklärte, über Kotzebue die schon damals von wenigen geteilten Worte brauchte: „Welch ein tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels." Er scheint in die brennendsten Tagesfragen einzugreifen und ganze Richtungen zu verdammen, die Jahrzehnte nach ihm entstanden oder besondere Geltung erlangten, wenn er an einer Stelle sagt: „Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unseren Augen geboren wird und stirbt; das sein eigenes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze, seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen." Oder wenn er an anderer Stelle fordert: „Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unserer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt; er darf uns nicht als Schuldner entlassen."

Nicht minder unmodern mag er manchem einseitigen Neuerer erscheinen, wenn er sagt: „eine Krankheit (Wahnsinn) dürfe nicht Quelle des tragischen Geschicks sein", oder wenn er fast nach Schillerschem Rezept verlangt: „auf der Bühne soll der Mensch höher stehen als im Leben", oder wenn er es abweist, daß die häßliche Natur ganz

treu auf die Bühne gebracht werden dürfe und zur Bekräftigung dieser Lehre den Satz anführt: „Das ist gegen alle Erfahrung, wenigstens gegen alle schöne Erfahrung, und diese allein darf der Künstler nachbilden."

Während bei den bisher behandelten, mit großem Beifall aufgenommenen Schriften ein ganz bestimmter Anteil des allgemeinen Berliner urteilsfähigen Publikums nicht bezeugt ist, werden wir von Börne selbst von dem großen, wenn auch verschiedenartigen Interesse unterrichtet, das drei seiner Aufsätze in der preußischen Hauptstadt hervorriefen. Sie lassen sich freilich durch kurze Analysen, die allein an dieser Stelle folgen können, denen, die sie nicht kennen, nicht vorführen, sie müßten vielmehr ganz abgedruckt oder in reichlichen Proben dargeboten werden; dazu aber reicht der zur Verfügung stehende Raum nicht aus.

Die erste Schrift ist die Denkrede auf Jean Paul. Sie war in der Mittwochsgesellschaft zum öffentlichen Vortrag gebracht worden und bildete den Anlaß, daß Jean Pauls Witwe den Verfasser zu sich entbot. Gewiß ist die Rede ein Dokument edler Herzenswärme und ein wichtiges kulturhistorisches Zeugnis für die Bewunderung, die Jean Paul zu jener Zeit zuteil wurde; vielleicht der merkwürdigste Satz darin ist eine Prophezeiung, die sich freilich bisher nur teilweise erfüllt hat: er sei nicht allen gestorben, sondern nur wenigen, aber es werde eine Zeit kommen, da er allen geboren und von allen beweint werden werde. Aber trotz mancher sehr schönen Stellen ist die Rede weder eine erschöpfende Charakteristik des Wesens des eigenartigen Schriftstellers, noch ist sie überhaupt eine Rede, sondern ein mühsam erarbeiteter Aufsatz, der zufällig vorgetragen wurde, ein Aufsatz, dem manch falsches oratorisches Flickwerk angehängt ist, z. B. das unmögliche Bild: „die Stufen des Altars steigen auf und nieder".

Galt diese Rede manchen Berliner Kreisen als Musterstück oratorischer Kunst, so erschien der Aufsatz: „Henriette Sontag in Frankfurt“ (vgl. viele Stellen in den nachfolgenden Briefen) den meisten geradezu als das Werk, das mit Börnes Namen unzertrennlich verbunden war. (Vgl. auch Einleitung oben S. XXVIII ff.) Der Aufsatz ist eine Verspottung des Sontagsrummels und eine Satire gegen die Frankfurter, die Modegötzen verehrten, eine lustige Blumenlese aus den der Sängerin gewidmeten Prosahymnen und Huldigungsgedichten. Und doch erkennt man aus dieser scheinbar ohne Kunst und doch mit Meisterschaft hingeschriebenen Sätzen, daß hinter dem Schalk der wahrhaft Begeisterte hervorguckt, und daß der Satiriker spottet, um seinen eigenen Begeisterungstaumel zu verbergen.

Jeder Literatur- und Kunstfreund konnte an den zwei eben behandelten Schriften Börnes Genuß finden; nur für den Liebhaber ernsterer Betrachtungen war die Streitschrift: „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Sozietät für wissenschaftliche Kritik in Berlin“ geschrieben. Sie war es, die ihm die Ungunst Rahels zuzog, die ihm ehedem sehr bewundert hatte, und die ihm den Zutritt zu den Kreisen Hegels verschloß, wenn auch einer von dessen Getreuesten, Eduard Gans, sich nicht von dem Berliner Gast abwandte. Börne tadelte in diesem Aufsatz das äußerlich Unschöne, Anmutslose deutscher Gelehrten und deutscher Gelehrsamkeit, die Unfähigkeit ernster Schriftsteller, das große gebildete Publikum verständlich und verständnisvoll zu unterrichten; er mißbilligt, daß die Kritiker sich in eine Gesellschaft zusammengetan hätten, weil er der Meinung ist, daß von gelehrten Gesellschaften nie etwas Gescheites ausgegangen sei. Er spottet, daß die neue Sozietät ihre Statuten nicht mitteile und dadurch die auswärtigen Mit-

glieder zu dienenden Brüdern mache. Er spricht der neuen Gesellschaft das Recht ab, darüber zu urteilen, welche Schriften wirklich eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen. Er findet es empörend, daß nur solche Kritiken aufgenommen werden sollen, welche die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten haben, und betrachtet es als einen Zwang ohnegleichen, obgleich er einen solchen Zwang stets freiwillig geübt habe, daß jeder Kritiker seine Anzeige mit seinem Namen zeichnen müsse. Endlich macht er sich lustig über die Ausdrücke, daß der Ton der Kritiken „gehalten" und der „Würde der Wissenschaft entsprechend" sein solle. Die kleine Schrift ist ein witziges Pamphlet eines freien Schriftstellers, die an und für sich vernünftige Bedenken stark, wenn auch geistreich, übertreibt. Glücklicherweise hinderte sie nicht das Erscheinen des neuen Organs, das, wenn es auch keine neue Ära der Kritik schuf, doch belehrend und aufmunternd wirkte.

Börne unternahm seine Reise nach Berlin weder aus dem politisch-geschichtlichen Bedürfnis, die Hauptstadt Preußens zu sehen, noch aus dem sentimentalen Gefühl heraus, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts die Stätte wieder zu betreten, wo er einst zitternd vor Leidenschaft gestanden hatte. Vielmehr war der Zweck seiner Reise teils der Wandertrieb, der ihn häufig im Frühjahr ergriff, teils der praktische Beweggrund, einen Verleger zu suchen. Er hatte zwar mit Cotta ganz angenehme Verbindungen, fand aber bei ihm keine Begeisterung, eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten. Im wesentlichen hatte er Campe in Hamburg im Auge, der schon Heines Verleger war und um den die jüngeren Dichter sich zu sammeln begannen. An einen bestimmten Berliner Verleger Hitzig dachte Börne nicht mit großem Ernst, teils, weil dieser

kein großer, opferfreudiger Buchhändler war, teils, weil dessen Idee, Sammlung von Subskribenten, ihm nicht gefiel, teils, weil die preußische Zensur gewiß recht unliebsame Striche in dem Manuskript vorgenommen haben würde; darum nimmt der Bericht über die Verhandlungen mit dem Genannten keinen sehr breiten Raum ein. Aus dem Besuch Hamburgs wurde aber damals nichts. Nicht nur, weil das Wetter zu schlecht war für den Besuch der nordischen Hauptstadt, sondern vornehmlich, weil Börne zu große Sehnsucht nach der Freundin empfand, für die unsere Briefe bestimmt sind.

Diese Berichte nun sind keine Kunst- und noch weniger eine Lokalkritik. Der Reisende betrachtet freilich einige Sehenswürdigkeiten: Museen, das Rauchsche Denkmal der Königin Luise — seine selbständigen und sehr feinen Bemerkungen darüber benötigen keines großen Kommentars —, er geht manchmal, aber viel seltener als man es bei einem, der lange Zeit als Theaterreferent tätig war, erwarten sollte, ins Schauspiel- und Opernhaus, aber es ist ganz besonders auffällig, daß er, der in Paris das Theater so gern besuchte und häufig darüber schrieb, das in Berlin durch viele Wochen hindurch stattfindende französische Schauspiel niemals erwähnte. Auch an manchen Konzerten nahm er teil, obgleich er sich gelegentlich unmusikalisch nannte. Über alles dies, soweit es von ihm angedeutet wird, enthalten die Anmerkungen nähere Angaben; das von ihm etwa nicht Erwähnte soll keineswegs einzeln aufgezählt werden; einige Notizen sind gleichfalls in den Anmerkungen bei Gelegenheit Boscos gemacht, von dem sich Börne in einem Wirtshaus lächerlich genug düpieren ließ.

Was Börne in Berlin suchte, waren: neue Eindrücke, gemütliches Hinschlendern, Studium von Menschen. Aber

auch hierbei ließ er den Zufall walten, drängte sich nicht zu den Vornehmen; gar manche interessante Menschen, die er hätte treffen können, wenn er sich Mühe gegeben, blieben ihm durch eigene Schuld unbekannt. Die wichtigeren unter den Männern und Frauen, mit denen er in nähere Beziehung trat, sind schon oben genannt und charakterisiert; hier kommt es nur darauf an, ein Wort darüber zu sagen, wie er über die Menschen sprach. Dabei muß man zunächst immer bedenken, daß diese Briefe nicht ursprünglich für den Druck bestimmt waren. Man könnte sie höchstens Vorstudien zu einem künftigen Buche oder zu einer Reihe von Aufsätzen nennen; denn ein Schriftsteller von der Art unseres Briefschreibers, der weder Dichter noch Gelehrter, sondern Literat war, der den Anlaß zu allem, was er schrieb, aus dem entnahm, was er gerade sah, erfuhr oder las, ging fast unwillkürlich an alles Neue mit dem Begehren heran, etwas zu finden, das sich zur Veröffentlichung eignete. Daß Börne diese Briefe als Material für eine künftige Bearbeitung betrachtete, geht überdies daraus hervor, daß er der Adressatin auftrug, ihm bei ihrem Zusammentreffen die Berliner Briefe mitzubringen, weil er willens sei, über Berlin zu schreiben. Trotzdem sollen die schnell hingeworfenen, oft noch spät abends verfaßten Berichte in erster Linie für die geliebte Frau bestimmt sein und nehmen daher auf ihr Interesse hauptsächlich Rücksicht: daher stammt wohl die Bevorzugung des Berichtens über Personen und auch die das Detail hervorkehrende, ein bischen klatschsüchtige Art, in der von Männern, hauptsächlich von Frauen gesprochen wurde.

Trotz der eben hervorgehobenen Tendenz der Briefe und trotz ihres mitunter kleinlichen Charakters halte ich sie für so witzig und eigenartig, für einen so wichtigen Beitrag zur Erkenntnis von Börnes Charakter, ferner für

eine gleichermaßen unterhaltende und belehrende Skizze über Berliner Kulturzustände, daß ich ihre Veröffentlichung für angezeigt halte. Die bisweilen hervortretende Eitelkeit des Schriftstellers, die Freude an dem Ruhm, der ihm zuteil wird, die starke Hervorhebung der ihm erteilten Lobsprüche können mir sein Bild nicht verdunkeln. Nicht die gelegentlich vorkommenden Pikanterien, nicht die kleinen Bosheiten über hervorragende Persönlichkeiten lockten mich zur Veröffentlichung, sondern die geistreiche Betrachtung einer großen Stadt und ihrer Kulturbewegung, die witzige Selbstironie, die feinen Bemerkungen über bildende Kunst, Musik, Literatur, nicht zum wenigsten aber die zahlreichen Stellen, in denen Börnes Herzensstimme ertönt. Führte jene schon mehrfach erwähnte Veröffentlichung „Börnes Briefwechsel mit Henriette Herz" in eine Jugendtorheit ein, die dem Siebzehnjährigen völlig die Ruhe raubte, ihm als ernsteste Empfindung erschien, weil sie, wie er meinte, von dem ganzen Menschen Besitz ergriffen hatte, so bekunden diese Bekenntnisse des Zweiundvierzigjährigen, wie eine herzliche und große Neigung das Gemüt des Mannes erfüllten. In ernstester Weise plant er die Schließung des Lebensbündnisses mit der geliebten Freundin: sie ist ihm, mag er auch ihre Schwächen bespötteln, ihre übertriebene Ängstlichkeit, ihr manchmal kleinliches Räsonnieren, ihre eifersüchtigen Wallungen, ihren literarischen Geschmack, mag er den Spott auch manchmal in einer uns unangemessen erscheinenden Weise ausdrücken, — sie ist ihm doch das Weib, wie er es sich wünscht, sein trauter Kamerad, seine starke und doch hingebende Freundin.

Die Veröffentlichung dieser Briefe ist mir aber nicht bloß die Ausführung eines durch zufällig mir zugekommenes Material aufgetauchten Plans, sondern sie entspringt einem inneren Bedürfnis. Mir liegt es am Herzen, Börne

wieder „lebig“ zu machen. Ich möchte diesen vergessenen und verkannten Schriftsteller wieder zu Ehren bringen und den Gebildeten unter seinen Verächtern, indem ich ihnen die Möglichkeit verschaffe, ihn zu erkennen, wie er war, Gelegenheit geben, ihr Urteil zu reformieren. Wenn diese Briefe gelesen werden, wenn die Anteilnahme an Börne neu erwacht und weitere Kreise erreicht, wenn sie infolgedessen uns, den Administratoren des Börneschen Nachlasses, die Ausführung unseres Planes erleichtert, die erste wirklich wissenschaftliche historisch-kritische Ausgabe von Börnes Schriften ausgehen zu lassen, so ist ihr Zweck erfüllt.

Berlin, den 15. Juli 1905.

Ludwig Geiger.

1) Berlin Samstag d. 16. Febr. 1828.

Juten Morjen meine Liebe jute!

Ich werde Ihnen ganz lakonisch schreiben müssen. Alle Augenblicke muß ich fürchten unterbrochen zu werden, denn ich erwarte Besuche. Sie müssen sich mit diesen Zeilen begnügen so wenige sie auch werden mögen. Das erste und dringendste Geschäft ist, daß ich mir eine Wohnung suche. Dann in den ersten Tagen schreibe ich Ihnen umständlicher. Sobald ich hier ankam (gestern Vormittag 10 Uhr) fuhr ich auf die Post und holte Ihre Briefe. Sie ängstigen sich darin schon über Kälte, was wird erst in spätern Briefen geklagt werden! Aber wie gut habe ich die Reise vertragen. Nicht den kleinsten Schnupfen habe ich davon bekommen. Auch das Umknüpftuch hat nicht gefehlt. Dazu brauchte ich die rothe Leibbinde, die mir zu ihrer eigentlichen Bestimmung überflüssig war. Erst am nächsten Dienstag schreibe ich Ihnen wieder, aber ausführlich, bis dann werde ich wohl in Ordnung seyn. Gesehen habe ich gestern die Herz, Robert und Gans. Die erste Frage der Herz: was macht Madame Wohl? Und als ich nach einiger Zeit weg ging, fragte sie mich mit Verwunderung, ob denn Madame Wohl mir keine Grüße für sie aufgetragen? Die erste Frage der Robert: wie befindet sich Madame Wohl? Ich glaube, daß es mir hier gefallen wird. Sei nicht böße, Mütterchen, daß der Brief so kurz. Ich konnte nicht anders. Ich habe so viel

tausend Dinge zu thun, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Ich bin übrigens des besten Humors und war es auf der ganzen Reise. Ich ärmster habe die Nadelstiche von denen Sie schreiben nicht gefunden. Meine sind deutlicher.

B.

---

2) Berlin d. 18. Febr. 1828.

Me voilà ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friederichsstr. No. 161. Ich bin gesünder als je und vergnügter als — ich wollte sagen, so vergnügt als man seyn kann ohne irgend ein Bärbelchen. Die Reise hat mir sehr wohl gethan, sie hat mir Leib und Geist gescheuert, und beide glänzen wie ein Kuchenbecken drei Tage vor Pfingsten. Und hat sie mir nicht schon in drei Deiner Briefe zwei Du's eingebracht? Kann man bessere Geschäfte machen? Ich werde manches vergessen haben, von dem was ich erzählen sollte, da ich bis jetzt in gar zu großer Verwirrung war, zerstreut durch Wohnung Suchen, durch neue Verhältnisse u. dergl. Künftig aber werde ich jeden Abend alles gleich aufschreiben, um meinem Bärbelchen vollständige und getreue Berichte zu geben. Ich will jezt zu den verlebten Tagen zurückkehren. Als ich Freitag Vormittag hier ankam, konnte ich in dem beabsichtigten Wirthshause nicht einkehren, weil alles besezt war, und ich stieg im Hôtel de Rome, wo ich mich bequemen mußte, ein Zimmer im dritten Stocke zu nehmen. Ich zog (m)ich gleich darauf an, und suchte die Herz auf, in der Wohnung wie sie der Adreßkalender angab. Ich stieg die zwei Treppen eines kleinen Hauses hinauf, und das sah alle so ärmlich aus, und das Dienstmädchen das mir entgegenkam, war eine so elende Sudelmagd, daß mir das Herz wie zusammengeschnürt war, als ich bedachte, in welchem Glanz ich einst

die Herz gesehen und in welcher bedrängten Lage ich sie wieder finde. Sie war nicht zu Hause. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand sich zu meiner großen Freude, daß ich irre gegangen und nicht bei der Hofräthin, sondern bei der Doktorin Herz, deren Schwester, gekommen. Ich sprach sie aber dennoch aus Artigkeit. Sie wohnt in einer Art Dachstube, und ist die Wittwe eines Arztes, der in der Provinz vor zwei Jahren gestorben. Da habe ich denn an diesen zwei Schwestern ein Beispiel gesehen, wie viel auf Verstand und festen Willen ankömmt. Beide sind Wittwen, beide alt, beide kinderlos und arm, aber während die Hofräthin sich aufrecht erhält, wie eine junge Frau in Thätigkeit und in Zerstreuungen lebt, und immer noch, wie in den Tagen ihrer Schönheit und ihres Glanzes geachtet und gesucht wird, läßt die andere den Kopf hängen und ist betrübt und verlassen. Auch habe ich bald gemerkt, daß beide Schwestern nicht harmoniren. Sie wohnten früher beisammen, trennten sich aber, wegen der Unverträglichkeit ihrer Ansichten und Lebensweisen. Darauf besuchte ich die ächte Herz, die in einer ganz andern Gegend recht hübsch wohnt. Sie hat kleine Zimmer, die sie aber durch hundert artige Flitter zu verschönen wußte. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die Herz ist jezt 64 Jahre alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Im Gehen hält sie sich aufrecht, aber wenn sie sitzt, ist sie ganz eine alte Frau. Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen — eine Juno! und das war damals das Wort in Jedes Mund. Und jezt! Ich habe in alten, verfallenen, unbewohnten Palläſten schwehre, roth sammtne, mit Gold verbrämte Vorhänge gesehen, zerfezt und abgebleicht, — dieser Anblick schon rührte mich immer — und so ist die Herz! Sie hat das Glück sich über ihren Verfall noch zu täuschen. Ich fand sie sehr

zurückgekommen in den 9 Jahren, daß ich sie nicht gesehen; sie aber sagte mir: Sie werden mich besser aussehend finden, als damals da ich aus Italien kam. Ja wohl, antwortete ich, das Italiänische Klima war wohl Schuld, daß Sie damals so schlecht aussahen? Sie erwiederte: nein, das nicht; aber meine Reisegefährtin hatte mir so viel Verdruß gemacht, daß meine Gesundheit darunter litt. Die Herz lebt in beständiger Thätigkeit und benuzt die Viertel-Stunden als wären es Tage. Darin erscheint sie mir sehr weise und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeiten als wären es Vergnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als Geschäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr unterrichtet sie die Kinder armer einst vermögender Eltern, in allen lebenden Sprachen, und zwar unentgeldlich. Sie thut dies schon seit 1813. Damals nehmlich, im Befreiungskriege, als sich die Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern vereinigt, habe sie an dieser Wohlthätigkeit nicht theil nehmen können, weil sie ihren Abscheu gegen Kranke nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht müßig zu bleiben, habe sie die Kinder derer, welche der Krieg in Armuth gestürzt, zu unterrichten begonnen, und so fahre sie noch immer fort. Ich besuche die H. alle Tage, weil sie es wünscht und ich es gern thue. Beim zweiten Male fand ich den Fürst[1]) bei ihr, an welchen mir Dr. Goldschm.[2]) eine Empfehlung mitgegeben. Sie lobt diesen Mann, der mit ihr verwandt ist sehr. Da kam auf meine Schriftstellerei die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück, sagte die Herz, ich hätte nicht weniger Verdienste. Zwar erfreue sie sich weniger an meinem Humor — (dieser ist den Frauen selten zugänglich, bemerkte ich —) aber jede sentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude. Meine Rede über J. Paul[3]) habe sie entzückt. Mein Aufsatz über die Sontag[4]) hat hier Furore gemacht. Wer

mich spricht, erzählt mir davon, und wer ihn noch nicht gelesen, giebt sich Mühe ihn herbeizuschaffen. — Freitag Nachmittag ging ich zu Robert. Es ist wahr, seine Frau ist wunderschön! Ich habe das damals in Carlsruhe gar nicht so bemerkt. Schon 32 Jahre alt, hätte ich sie für eine 24jährige gehalten. Sie ist sehr gut, auch verständig, auch kokett, aber recht lieb dabei. Sie spielt mit ihrer Schönheit wie ein Kind mit seiner Puppe, und erzählt sehr ausführlich wie sie allen gefalle, und schon Duelle wegen ihr vorgefallen. Sie kramte mir ein ganzes Paket Gedichte aus, unter andern, von Oelsner in Paris [5]), von Fouqué [6]) und — — verzweifele Ungetreue! — von Deinem Hans, drei Sonette! O wie freute ich mich! Die müsse ich haben sagte ich — und auf der Stelle schrieb sie mir sie selbst ab. Sie sind nicht gedruckt. Ich schicke sie Ihnen durch Lindenau [7]) (erinnern Sie mich nur daran) o süße Rache! Der Robert lebt hier jezt vergnügt wie ein Hecht im Rhein. Er schreibt viele Stücke fürs Theater, die sehr gefallen. Ich traf einmal den Musikdirektor [8]) bei ihm, mit dem er im Zimmer auf und abgehend die Einrichtung eines nächst aufzuführenden neuen Melodramas besprach — und mit welcher Wichtigkeit, und wie sich die Hände reibend, und mit welchem strahlenden Gesichte, und wie er in sich hineinlächelte, und den süßen guten Beifall vorauskostete — — und da erinnerte mich wie oft ich den Spiro [9]) mit meinem Vater oder sonst einem, in gleicher freudiger Bewegung im Zimmer auf und abgehen sah, eben so lächelnd, sich eben so die Hände reibend; aber es betraf Renten — es giebt doch allerlei Narren! —

Samstag Mittag speißte ich bei Robert. Abends brachte ich der Staatsräthin Uhden [10]) den Brief ihrer Schwester. Die Herz hatte mir vorausgesagt, sie werde auch da seyn. Als ich hinein kam, zeigte mir die Uhden eine schöne Dame,

die mich lächelnd begrüßte: „Die kennen Sie gewiß?" Ich lächelte mein Nein auf gewohnte Weise. Es war Mariane Saaling. Sie sehen (es soll ein kleines S seyn) und sie lieben, das folgte so nahe auf einander, daß ich nicht die Zeit hatte, dazwischen zu athmen. Und — warum schließe ich diesen Brief nicht, und lasse ihn nicht den lezten seyn? O die Macht der Gewohnheit! ich liebe mein Bärbelchen nebenbei auch. Wie einnehmend ist diese Mariane! Wie schön erschien sie mir! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß es eine Zeit gab, wo ich sie nicht gekannt. Die Uhden ist eine Frau mit grauem Kopfe, aber ganz kräftig und munter. Sie hat eine wunderschöne Tochter, eine Hohengestalt, die Braut geworden kürzlich mit Hotho[11]) einem Dichter und Busenfreunde des Prof. Gans, der noch jedesmal mit ihm in Frankfurt war. O was stürmt die Uhden gegen Frankfurt, und wie lustig macht sie sich über das Volk dort. Von der Uhden gingen wir alle zur Madame Levi,[12]) die im nehmlichen Hause wohnt und deren Gesellschaftstag gerade war. Sagen Sie dem Dr. Reis,[13]) sie habe sich sehr angelegentlich nach ihm erkundigt, und zwar noch ehe ich sie von ihm gegrüßt. Sie freue sich, daß es ihm wohl gehe.

Sonntag Vormittag brachte ich der Mariane Saaling ihre Briefe. Und da sah ich sie im Sonnenlichte, und Du kannst freier athmen, Bärbelchen. Wie verblüht ist sie! Wie günstig ist die Nacht den Weibern. Den Abend vorher kam sie mir wunderschön vor! Da kamen auch ein Paar junge, garstige Professoren zum Besuche. Die Mariane plaudert sehr angenehm und man fühlt sich sehr behaglich bei ihr. Von ihr ging ich zu Julie Saaling, (Frau Dr. Heyse), die mich auch sehr herzlich empfing. Welch ein Glück hat die gemacht! Ihrem jungen Manne liegt die Bravheit unverkennbar auf dem Gesichte. Was

haben wir über Frankfurt geläſtert! Beide Schweſtern hatten ſchon mehreremal ausgerufen: wie es denn komme, daß wir 10 Jahre in Frankfurt zuſammen gelebt, und uns nicht kennen gelernt hätten! Ich murmelte: Ja, Sie haben bei Herz gewohnt. Nun, ſagte Mariane, ich kann es mir wohl erklären. Den Mittag aß ich bei Varnhagen.[14]) Was iſt mit dem und ſeiner Frau eine merkwürdige und närriſche Seelenwanderung vorgegangen! Schon als ſie das lezte Mal in Frankfurt waren habe ich das bemerkt. Eine Verlegenheit in der Unterredung, eine ängſtliche Zurückhaltung und — möchte ich ſagen — eine gewiſſe Furcht mir ins Geſicht zu ſehen. Das iſt nun alle noch viel ſchlimmer geworden. Wir drei waren allein bei Tiſche, und das waren ſo lächerlich traurige gehackte Geſpräche, das waren ſo dumme Pauſen, und im ganzen Zimmer war ein gewiſſer Schwefelgeruch, als hätte das Donnerwetter hinein geſchlagen. Er und ſie machten höchſt langweilige diplomatiſche Geſichter, nach dem Eſſen hielt die Varnhagen ihr Mittagſchläfchen, und ich blieb noch eine Stunde mit ihm allein. Hatte ſich früher die Dummheit im Schweigen gezeigt, ſo zeigte ſie ſich jezt im Reden. Ich fragte ihn ob er viel in Geſellſchaften komme, und da ſprach er mir vom Hof, von dieſem und jenem Prinzen, den er beſuche und ſprach von nichts als von Prinzen, als gäbe es ſonſt keine Menſchen in Berlin. Endlich kam das Hauptgeſpräch auf die Berliner Literaturzeitung und meine Schrift darüber.[15]) Da gerieth er nun in ſolche Heftigkeit und war ſo unanſtändig, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte und war bitter, wie Thee ohne Zucker, und ich, der Demagog, war kalt und ſüß wie gefrornes. Meine Schrift hat ihn ganz wüthend gemacht. Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner Meinung, ſagte er, ja, ich hätte die

falschen Ansichten über die Zeitung verbreitet. Das komischte war, daß er mir vorwarf, ich sei ächt deutsch. Er suchte eine ganze Stunde lang mich zu bekehren, es war aber grade, als wollte er den Fahrthurm wegschieben, und da gerieth er in die heftigste Bewegung und sagte ganz roth: jezt sehe ich doch ein, daß ich zum Advokaten nichts tauge. Früher bei Tische sagte er mir mit der größten Ernsthaftigkeit: ich müsse doch sehr über die Großmuth der Berliner Societät verwundert gewesen seyn, daß sie mir auf meine Schrift nicht nach Gebühr geantwortet. Ich lächelte. Auch sagte er mir (doch dies freilich im Scherze) er habe gehört ich sei nach Berlin gekommen, bei der kritischen Societät amende honorable zu thun. Kurz, Bärbelchen, Dein kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er gegen Berlin geschleudert, vielen gelehrten Goliaths Löcher in den Kopf geworfen. Gelobt sei Gott der Herr.

Sonntag Abend führte mich Mariane Saaling bei Mendelssohn-Bartholdy ein. So heißt der Vater des Felix, zur Unterscheidung von seinem Bruder Joseph, an den mir Speier einen Brief mitgegeben. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Mein Sonntags-Aufsatz wurde auch da besprochen und allerlei daraus citirt. Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, und es war mir da sehr behaglich. Mendelssohn, seine Frau und der Felix gefallen mir alle. Es wurde Klavier gespielt, gesungen, aber so wie ich es liebe nicht zu lange. Ob ich zwar von Klavierspielen nichts verstehe, so muß ich doch gestehen, daß ich das Spiel des jungen Mendelssohn ganz vortrefflich finde. Er spielt mit sehr gutem Geschmack. Mit der Mariane Saaling unterhielt mich viel und auch mit der Julie. Ich fragte erstere: was sie diesen Morgen genäht als ich bei ihr war; ich müsse das alle genau nach Hause berichten. „Ich kann mir denken an wen". Da ward der

arme Carl roth und er sagte: ja, an Madame Wohl. „Ich kenne sie, ich habe sie einige Mal gesehen. Warum kam sie nicht mit nach Berlin?“ Das Wetter war zu schlecht. „Nun, dann kömmt sie wohl später. Es ist gut, daß Sie voraus hergekommen; man muß sich so einen Ort anprobiren. Müssen Sie auch schreiben, was ich angehabt habe?“ Nein. „Nun, ich will es Ihnen sagen, ich habe Kinderzeug für meine Schwester genäht.“ — Die Julie fragte ich, was denn mit Varnhagen so eine wunderliche Veränderung vorgegangen? Sie erzählte mir: er, oder vielmehr sie sei vornehm geworden, und sie beherrsche ihn ganz. Sie sei eine Superkluge Frau, und aus Superklugheit mache sie die größten Fehler. Sie machten jezt ganz die Aristokraten und seien unausstehlich. — Bei Mendelssohn sieht es sehr fein aus, ob wir zwar nur in den Alltagszimmern gewesen. Auch die Bewirthung hat einen Anstrich von Feinheit und altherkömmlichem Reichthum. Man zeigte mir sehr viel Theilnahme. Die Mendelssohn sagte mir: betrachten Sie unser Haus als das Ihrige und er: kommen Sie wann und so oft Sie wollen. Ich bin auf Mittwoch dort zu Tische geladen. — Mein Freund Gans läuft mit mir in den Kafeehäusern, bei den Restaurateurs herum. Er ist ein Bonvivant und bedauert nur, daß mit mir nicht viel zu machen sei. Alle hundert Schritte begegnet er einen Bekannten auf der Straße, dem er mich vorstellt, und diese Leute kennen mich alle, und der Aufsatz von der Sonntag kömmt dann jedesmal zur Sprache. — Ich habe ein recht artig möblirtes Zimmer mit Kabinett, wofür ich monatlich 14 Thaler bezahle. Auch habe ich einen Bedienten, der mir von Robert empfohlen worden. Ein sehr intelligenter Mensch! Ich begreife gar nicht, warum ein Schlingel wie ich es so gut hat in der Welt. Mit der größten Schadenfreude denke ich oft daran, daß

die größten Frankfurter Kaufleute, so ein Rothschild, Beifuß?, wenn sie hier, ihre Sorgen und Geschäfte haben, und daß ich an nichts als an mein Vergnügen zu denken habe. — Meine Empfehlungsschreiben, die an die Uhden und Saalings ausgenommen, habe ich noch gar nicht abgegeben. Ich werde erst heute damit den Anfang machen. Bärbelchen mir gefällt es hier sehr gut, und wenn der erste Eindruck dauernd bleibt, wollen wir in Berlin unsere Hütten bauen. — Sagen Sie dem Reinganum[16]) in meinem Namen, daß wenn er mit seinen Brüdern in Prozeß käme, er sich durchaus nicht auf sich allein verlassen könne, sondern einen andern Advokat zu Rathe ziehen müsse. Die Leidenschaft in solchen Fällen kann einen sehr irre führen. Es ist als wenn ein Arzt sich selbst in einer Krankheit behandeln wolle; das hat noch nie gute Folgen gehabt. Auch nach Dr. Stiebel haben sich mehrere angelegentlich erkundigt. Grüßen Sie alle Bekannte von mir, und erinnern Sie die Fanny Ochs: sie habe in mein Taschenbuch geschrieben: „Wo rauchen Sie heute über 14 Tage um 4 Uhr? Freitag den 1 Febr." Zur Antwort: ich habe an diesem Tage und zu dieser Stunde gar nicht geraucht, sondern schön hell gebrannt, und zwar angezündet von den unvergleichlichen Augen der Frau Robert. — Ich bitte Sie ja keinem etwas zu erzählen, von dem was ich in Unmuth und Langeweile über Lindenau geklagt. Es reut mich, es gethan zu haben, denn ich fürchte, er möchte etwas davon erfahren. — Heute Abend bin ich zur Herz gebeten, und morgen Abend zur Julie Saaling. Die haben die größte Luft, noch weiteres von mir über Frankfurt zu hören. Bei meinem ersten Besuche waren wir unterbrochen worden. — Also meine Wohnung und Adresse: Gr. Friederichsstraße 161, im ersten Stock. (Das Gr. bedeutet Große, braucht aber nicht ausgeschrieben zu werden.) — Es thut mir sehr

leid, daß Sie meine Briefe Abends bekommen. Das hält Sie vom Ausgehen, vom Theater zurück. Können Sie sich gar nicht gedulden bis Sie um 9 Uhr nach Hause kommen? Welche Liebe! Gestern Abend war ich zum erstenmale im Theater, Alceste von Gluck. O wie herrlich! Ein anderes Mal mehr davon. Suche, bettle, stehle alle Neuigkeiten zusammen. Hören Sie nichts von meinem Theater-Prozeß?[17]) Was macht die Tauferei?[18]) Was Adele? Ist der Louis zurück? Was macht das Wetter.[19]) Nach der schrecklichen Kälte auf der Reise kömmt es mir hier sehr gelinde vor. Adieu, liebes Bärbelchen.

Dienstag d. 19. Febr.

Dr. Börne geb. Wohl.

---

3) Berlin d. 20. Febr. 1828.

Abends 11 Uhr. Jezt schläfst Du schon, liebes Bärbelchen, und träumst vielleicht von mir, schläfst Du aber nicht, dann denkst Du gewiß an mich. Ich soll dahin gebracht werden, um 11 Uhr Abends Briefe zu schreiben! O über die Wege des Lebens! Aber ich kann nicht anders. Thue ich es bei Tage, so nimmt mir die Zeit zum schreiben den Stoff weg, oder der Stoff die Zeit. Ich will nur gleich in der Historie meines Berliner Lebens treu und trocken fortfahren. Gestern fuhr ich herum und gab meine Adressen ab. Zu denen von Frankfurt mitgebrachten waren von Holtei[20]) in Weimar noch einige hinzugekommen. Da es Börsenzeit war, so waren die Kaufleute alle nicht zu Hause. Ich ließ meine Karte zurück. Wer mich nun haben will kann mich aufsuchen. Den gestrigen Abend brachte ich bei der Herz zu, wo mehrere Leute, doch keine sonderlich interessante waren. Ich hatte den Teufel im Leibe, weil ich nach Tische geschlafen hatte und war sehr unliebens-

würdig. Doch die Herz verstand das und machte es der Gesellschaft bemerklich. Man bleibt bis 11 oder länger, wenn man will. Heute Morgen besuchte mich mein Neffe Spiro. Ein schöner junger Mensch, aber ein wunderlicher Kautz. Einsilbig, und als schien ihm das noch zu geschwätzig, immer die Hand vor dem Munde haltend. Auch trocken erschien er mir. Er kennt hier gar keine Familien und will auch keine kennen lernen. Mein Erbieten ihn hie und da einzuführen wies er ab. Fruchtlos war mein Ausforschen, was seine Neigungen, was sein wissenschaftliches Streben sei — ich erfuhr nichts. Kurz der junge Mensch ist sehr viel oder sehr wenig. So viel ward mir klar, daß er widerlich und mein würdiger Neffe ist. Sollte er vielleicht eine Liebschaft haben? Es schien mir fast, als sei er immer auf der Hut gewesen, durch mein Ausfragen nicht in Verlegenheit zu kommen. — Heute Mittag habe ich bei Mendelssohn gegessen. Diese Leute behandeln mich mit aller möglichen Freundlichkeit. Die Frau fragte mich, (was ich schon oft habe hören müssen) wie es denn nur erklärbar sei, daß ich die Saalings in Frankfurt nicht gekannt, oder vielmehr sie mich nicht. Ich saß bei Tische zwischen der Frau Mendelssohn und Mariane Saaling. Ausser andern Gästen waren da: Zelter[21]), Robert und seine Frau. Meinen Aufsatz über die Sonntag hatten die Mendelssohns erst gestern gelesen, und sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die ganze alte Wage haben sie im Kopfe, und erzählten mir allerlei Dinge daraus, die mir ganz fremd geworden. Der alte Mendelssohn hat seine Geschäfte aufgegeben, und thut sich sehr gütlich. Er hört Collegia wie ein Student. Nach dem Essen führte mich die Saaling etwas in den Straßen herum, und endlich in einen Zuckerbäckerladen, um mir zu zeigen, wo man die besten Pfannkuchen (Krapfen) bekömmt. Ich kann diese Mariane nicht

genug preißen. Sie thut so wohl wie die Sonne im Mai. Ich werde noch viel an ihr zu studiren finden. Die Gabe der Unterhaltung besizt sie im höchsten Grade und gebraucht sie mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit. Man glaubt, sie habe kein anderes Sinnen, kein anderes Vergnügen und Geschäft, als die Angelegenheiten desjenigen, mit dem sie sich unterhält. Sie weiß alle Kleinigkeiten, die Einen betreffen, erinnert an jedes Wort, das man gesprochen, an jeden Wunsch, den man gehabt. Aber unverkennbar ist ihr gutes Herz die Quelle ihres Gedächtnisses. Ich sagte ihr: es ist heute erst das dritte Mal, daß ich Ihnen nahe bin, wie werde ich die zehen verlohrenen Jahre nachholen können? — Ich will sehen, ob das Ihr Ernst ist, erwiederte sie, und ob Sie mich oft besuchen. Im Winter, sagte sie, wäre sie gerne in Berlin; aber im Sommer! Dabei seufzte sie. Sie habe nicht Geld genug, weite Reisen zu machen. Jeden Morgen unterrichtet sie arme Studenten im Französischen und Deutschen. Man habe ihr früher in Frankfurt die Direktion des Heiligen-Geist-Spitals übertragen wollen, eine Stelle, die ihr sehr erwünscht gewesen wäre. Ich sprach viel von Dr. Neuburg[22]) und seiner Liebe zu ihr. Sie lachte, und bemerkte, es habe ihr oft leid gethan, daß er sie in Frankfurt so übermäßig gepriesen. Das sei nicht gut. — Heute Abend habe ich bei Julie Saaling Thee getrunken. Gans war da, der uns mit seinen Possen sehr ermuntert, und Mendelssohns Schwester,[23]) eine schon bejahrte Dame, die zwanzig Jahre in Paris Erzieherin bei Sebastiani gewesen, und die jezt eine sehr ansehnliche Pension genießt. Beim Weggehen sagte mir Mariane Saaling: Ich werde nach Frankfurt schreiben, und Sie so schildern, daß sie sich dort schämen sollen, Sie nicht genug anerkannt zu haben. Ich bin überzeugt, daß sie das thut, und ich freue mich darüber. — Heute Vormittag trat auf

einmal Rothschild[24]) von Frankfurt, (des Rechenmeisters Sohn) in mein Zimmer, der Lindenau bei mir aufsuchte. Ich kann nicht sagen, daß mein Herz höher schlug, als er erschien. — Der Bankier Beer,[25]) des Dichters Bruder, dem ich einen Brief brachte, hat mich Nachmittag besucht. Der macht das beste Haus hier, wo alle Gesandten hinkommen. Die Einladungen zu ihm werden nun wohl folgen. — Gans erzählt mir, er habe vom Breidenbach[26]) geschrieben bekommen: Stiebel und Reis[27]) hätten sich taufen lassen. Ist das etwa so, und eines Ihrer Geheimnisse? — Den 22. Februar. Gestern Vormittag um 11 Uhr holte ich meinen Hans [M. Saaling] und wir gingen in Humbolds[28]) Vorlesungen. Das wäre ein Gericht für mein lekkeres Bärbelchen! Denken Sie sich den schönsten herrlichsten Saal (der Singakademie gehörig und erst kürzlich gebaut) angefüllt von 8 bis 900 Zuhörern, wo mehr als die Hälfte Frauenzimmer, die ersten Stände Berlins, der König, alle Prinzessinnen, der ganze Hof, Hunderte von Offizieren — vor ein solches Publikum möchte ich auch lesen. Nach 12 beginnen die Vorlesungen, und schon um 11 Uhr ist der Saal gedrängt voll. Es herrscht große Aufmerksamkeit besonders bei den Frauenzimmern, die ganz verstohlen unter ihren Shawls und Hüten nachschreiben, was sie wegschnappen. Der Gegenstand der Vorlesungen ist physische Geographie, und da ist Humbold freilich in seinem Fache. Ich armer tauber Mensch, der etwas entfernt von Humbold saß, habe gar nichts gehört. Meine böse Ohren machen mir hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer geglaubt, das Uebel wäre mir gleichgültig. Dort war es mir auch, weil dort wenig gesprochen wird was verdiente gehört zu werden. Hier ist das aber ein anderer Fall. Doch stelle ich mich überall gleich als Harthöriger vor und das erleichtert mir

meinen Zustand. Als ich bei Mendelssohn in das Gespräch brachte, was ein größeres Unglück sei, taub oder blind zu seyn, bemerkte Zelter: bei der Taubheit habe man schon gleich den großen Vortheil, daß man nicht brauche in die Kirche zu gehen. Der alte Zelter scheint ein Original zu seyn, und erzählt die schönsten Anekdoten, sauber oder nicht, mag dabei seyn wer will. Eine fand ich sehr charakteristisch. Er ging einst bei Nacht unter den Linden und hört einen Jungen das Liedchen singen: blühe liebes Veilchen. Er Zelter sezte das Lied fort, worauf der Junge erschrecklich zu schimpfen anfing und rief: Er Hansdampf, er Sch . . ßkerl, wenn er ein Lied singen will, fange er's sich selbst an. Nach Humbold Vorlesungen ging ich und noch ein junger Doktor mit meinem Hans spazieren. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, was ein Hans überhaupt, und was insbesondere mein Hans ist? Das Convers.lexikon sagt darüber: „Hans nennt man eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche ein Ehegatte oder ein Verlobter, neben dem Gatten oder Verlobten, liebt und verehrt — ein Verhältnis, welches menschliche und göttliche Gesetze verdammen, welches aber manchmal verzeihlich ist, wenn die Gatten oder Verlobten getrennt von einander leben, und durch solch eine nachgemachte Liebe sich den Schmerz der Trennung zu versüßen suchen." Was aber meinen Hans betrifft, so finden Sie unter dem Art. Börne im Conv. Lex.: „Hans des Börne. So wird Fräulein Mariane Saaling in Berlin genannt." Aber wahrlich, ich scherze nur gezwungen von diesem herrlichen Frauenzimmer. Wenn ich in dieses so liebevolle Gesicht sehe, daß der Krampf verzerrt (bei Mädchen oft nur der Gegenstoß eines zurückgestoßenen Herzens) und in diese fromme, seelenvollen Augen, die aus Schwäche blinzeln; wenn ich die Abendstrahlen einer untergehenden Schönheit

erhasche, — dann jammert es mich in der tiefsten Seele, daß ein solches Leben spurlos von der Erde verschwindet, und daß sie, weil sie nie einen gefunden den sie lieben konnte, dazu verdammt ist, nun alle Menschen zu lieben. Ich möchte nur wissen, ob ihre Heiterkeit, ja ihre immerwährende Fröhlichkeit, natürlich ist, oder ein Kunstwerk der Selbstbeherrschung. Jedem Andern wie Ihnen, könnte ich Marianen durch ein einziges Wort schildern, aber meinem Bärbelchen werde ich noch oft von meinem Hans zu erzählen haben. — Ich will doch zum Überflusse noch einmal meine Adresse angeben: Gr. Friederichstraße No. 161 im ersten Stock. Bemerken Sie mir jedesmal am Schluße Ihrer Briefe, welche meiner Nummern Sie erhalten haben. — Nach dem Spaziergange aß ich mit Gans bei einem Restaurateur. Die Caffees und Restaurationen, sind hier ohngefähr wie in Paris, und auch eben so theuer. Suppe, einige Gerichte und ein Schoppen Wein, das kömmt auf 2 Gulden. Nach dem Essen fuhren wir nach Charlottenburg, und Abends ging ich in das Königstädter Theater, wo die Oper Corradino von Rossini aufgeführt wurde. Sie haben dort vortreffliche Subjekte besonders aber einen unvergleichlichen Bassisten Spitzeder.[29]) Auch unsere Bamberger[30]) trat auf. Aber diese erschien mir sehr winzig unter den andern; auch wurde sie gar nicht applaudirt. — Ausser den Nadelstichen, die oben hinter der Brief-Nummer stehen, noch einige andere, die bei weitem nicht so süß sind. Nehmlich: Wissen Sie, Madame Bärbelchen, daß die Reisebilder Ihres Hans[31]) hier nicht sonderlich gefallen? Man findet sie ungezogen, oft schmutzig. Die Varnhagen ist sehr aufgebracht, daß er sie ihr dedizirt, ohne ihre Erlaubnis. Da findet man die Werke eines gewissen andern Schriftstellers ganz anders. Man lobt deren sittlichen Ton und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfsinn, und deren

Menge, und deren musterhafte Schreibart. Hier wird stark gewitzt und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag. Berliner Witzproben: Einer der erzählen hörte, der Buchhändler Vieweg in Braunschweig handele auch mit Ochsen, sagte: er sollte sich nicht nennen, Buchhändler Vieweg, sondern Viehhändler Buchweg . . . Eine Schülerin des Humbold kam in einen Laden und forderte ein Band, das zwei Sirius breit wäre[32]) . . . Als man mich fragte, ob ich schon in Berlin gewesen . . . Ja, vor vielen Jahren, als ich noch mein eigner Sohn war. — Wir bekommen jezt hier Frühlingswetter. Der Frühling hier soll überhaupt recht angenehm seyn, und den Sommer macht hier weniger die schlechte Gegend, als der Staub unerträglich. An schattigen Bäumen fehlt es gar nicht, und es scheint mir nicht so schlimm, als man es bei uns macht. — Ich bin sehr begierig, wie es dem Dr. Reinganum geht. Wenn er sich nur dabei keine unnöthige Gemüthsbewegung macht. Das verdient kein Geld. Was macht die Tauferei? Vergessen Sie nicht, die Schnapper zu grüßen. — Nie hat eine Musik größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Alceste von Gluck, auch Mozart nicht. Ich habe es Ihnen oft geklagt: Mozart verleidet Einem das Leben, er vernichtet uns. Aber während der Alceste war ich ein Held in meiner Loge. Es ist eigentlich eine gesungene Tragödie, die ganz im griechischen Geiste wie gedichtet so gespielt worden. Die Chöre treten niemals ab, sie sind die Hauptsache und eigentliche Parthieen ohne Chor giebt es gar nicht in der Oper, das gefällt mir. In der Musik wie im Leben, liebe ich nur die Massen. Solostimmen finde ich anmaßend und langweilig. Welche eine Erhabenheit in dieser Alceste, aber keine himmlische wie bei Mozart; es ist eine menschliche, eine erreichbare Erhabenheit. Alle die mich gesprochen, bedauern, daß ich nicht einige Tage

früher nach Berlin gekommen, um der Aufführung des Judas Makkabäus, eines Oratoriums von Händel beizuwohnen. Das soll ganz unvergleichlich seyn[38]). Wenn auch nicht völligen, doch einigen Ersatz werde mir das Alexanders-Fest von Händel gewähren, das in nächster Woche gegeben wird. Wie kleinstädtisch und erbärmlich kömmt mir die Frankfurter Oper mit der hiesigen verglichen vor. Der Chor in der Alceste bestand aus mehr als hundert Personen. Und da entschuldigte man sich noch bei mir über die ärmliche Ausstattung der Alceste. Ich müsste eine Spontinische Oper sehen, um Chor, Dekorationen und Pracht zu bewundern. Dieser spitzbübische Italiener läßt nur seine eignen Opern mit Glanz aufführen, und die übrigen behandelt er als Stiefkinder.[34]) Er dirigirt auch nur in seinen eignen Opern. Ganz Berlin ist über seine Vernachläßigung gegen Mozart, Spohr, und alle deutsche Musik aufgebracht, aber er ist ein Günstling des Königs. Ein gewißer Rellstab[35]) hat kürzlich eine große dicke Brochüre gegen Spontini geschrieben, worin er alle seine Sünden aufzählt. Außer Jeßonda ist keine einzige Oper von Spohr auf dem Repertoire. Wenn Mozart ja einmal vorkömmt, wird er vorsätzlich schlecht einstudiert, damit die Welt keine Freude daran finde. — Mein Bedienter kömmt eben leer von der Post zurück. Adieu. Grüße alle. Dein

Charles.

---

4) Berlin Samstag den 23. Febr. 1828.

Juten Morjen meine liebe jute wie jehts? Grüß Di Gott. So lang, so lang hab i mei Schatz nit gesehe! Ach! in allen Dialekten sehne ich mich nach meinem lieben Bärbelchen. Gott segne Dich gute Seele für Deinen lieben Brief und deine Freude an die meinigen. Deine No. 5

erhielt ich heute. Rg's Geschichte interessirte mich sehr. Daß er sich nur nicht beunruhige. Die Kälte der Juden und Schufte ist es hauptsächlich, die ihnen ein solches Übergewicht über uns ehrliche Leute giebt. Wenn er von Eder den Prozeß führen läßt, das ist gewiß das Beste. Fragen Sie den Rg., ob nicht ein Fehler geschehen, daß sie in meinem Hause, und dann Dr. Goldschmidt die Klage der Theaterdirection gegen mich in Hände genommen, ob das nicht als eine Insinuation angesehen werde, und man mir den Termin anrechnen werde? — Gehen Sie doch gleich zu Worms, und kündigen Sie, wie verabredet, die beiden Stuben auf. — Schreiben Sie mir doch genauer, als es in Ihrem vorigen Briefe geschehen: 1. Wie viel jeder meiner Wechsel betrage? 2. Wann jeder derselben völlig? 3. Wie viel baares Geld Sie noch bekommen? 4. Ob und wie Samuel die 600 fl. angelegt? Doch erkundigen Sie sich nach letzterem mit Bescheidenheit, denn wenn Samuel das Geld baar liegen laßen, um es immer zu meiner Disposition zu haben, ist es mir auch recht. — Ich will nächstens alle Ihre Briefe noch einmal durchlesen, und sehen, ob mir etwas darin zu beantworten bleibt. Ich bin noch gar nicht recht im Takte. Aus meinem Stillleben plötzlich in eine geräuschvolle Welt versezt, schwindelt mich etwas. Es ist doch hier schon sehr großstädtisch, und für mich fast mehr als Paris, weil ich dort so einsam gelebt. Ich habe eigentlich die größte Zeit meines Lebens in der Einsamkeit zugebracht, weil ich selbst in großen Städten mich von Menschen entfernt gehalten. Ich glaube, das giebt mir hier etwas frisches, etwas Jungfräuliches, was den Leuten gefallen muß. Meine Artigkeiten sind selbst erfunden, nicht der feinen Welt abgelernte. Ich muß mich jezt besinnen, wo ich in meiner Biographie stehen geblieben bin. Gestern habe ich bei

Joseph Mendelssohn[36]) zu Mittag gegessen, in Gesellschaft der Mariane Saaling, der Frau v. Hellwig, einer bekannten Schriftstellerin[37]) u. andern. Es sind nehmlich die Mendelssohns, welche im Sommer bei Coblenz wohnen. Die Leute haben mir sehr gut gefallen, und, wie ich nachher von den Saalings gehört habe, ich ihnen ungemein. Joseph M. soll ein sehr kluger Mann seyn. Der erste Eindruck, den die Frau auf mich gemacht, war nicht der günstigste. Sie hat eine gewiße förmliche vornehme Haltung, trug ein schwehres blau samtnes Kleid, und legte bei Tische die Handschuh nicht ab. Aber ich irrte mich. Sie ist sehr einfach und natürlich in ihrem Wesen. Sie hat schon einen verheirateten Sohn und allerliebste Enkel. Der Sohn war abwesend, aber die Schwiegertochter saß mit bei Tische, und zwar mir gegen über, und sah mich mit ihren klugen warmen Augen unaufhörlich an. Die Frau v. Imhof, geb. Hellwig (oder umgekehrt geb. Imhof) ist die Gattin eines Weimarischen Generals. Im Winter lebt sie getrennt von ihrem Manne, im Sommer aber mit ihm auf einem Gute am Rhein. Ihre Schriften, die ich nicht kenne, werden geachtet. Übrigens ist sie eine roth angestrichene alte Schachtel, in welche man Maikäfer gesperrt, die viel summen. Sie zappelt und ist sehr lebhaft, und hat mir viele Artigkeiten über meine sämmtlichen Werke gesagt. Wo ich noch bis jezt war, war die Mariane Saaling mit, und mir zur Seite. Es ist mir ganz wohl wenn sie da ist, ich fühle mich dann, wie zu Hause. Sie, die ich vor wenigen Tagen noch gar nicht kannte, ist in mein Herz escamotirt worden, ich weiß nicht wie? Es ist eine unerklärliche Taschenspielerei. Ob das, was sie so anziehend macht, Kunst oder Natur ist, ob Verstand oder Herz — wie sich das endlich finden wird, bin ich sehr begierig. Unentschieden wird es mir wohl nicht bleiben. Sie hat ein

schönes junges Kammermädchen, von auffallend sittlicher Haltung. Sie erzählte mir, man habe ihr einst in Frankfurt von einem sehr kranken, verlassenen jungen Mädchen erzählt. Sie habe das Kind holen lassen, lange gewartet und gepflegt, endlich sich angezogen — das sei das Mädchen, das wie eine Tochter an sie hänge. Als ich sie gestern Mittag abholte, um sie zu Mendelssohn zu führen, hörte ich wie sie von ihrem Dienstmädchen, und dieses von ihr Abschied nahm — es war grade wie zwischen Mutter und Tochter. Sie sagte dem Mädchen: Adieu und grüß mir die armen Leute. Auf der Straße erzählte sie mir ihre Lebensweise. Sie giebt und nimmt Lehrstunden, ließt alles und geht viel in Gesellschaft. Man müßte nur die Zeit gehörig benutzen. Humbold habe ihr gesagt: „Die Zeit ist elastisch," (ein gutes Wort). Aber Kranken-Besuche und Pflege, das fülle einen großen Theil ihres Tages aus. Ein trauriges Geschäft! bemerkte ich. „Es ist ja die einzige Pflicht, die ich habe," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie erzählte eine traurige Geschichte, die sich den Tag vorher hier begeben. Ein junges schönes Mädchen, aus guter Familie, ging aus, um Humbolds Vorlesungen zu besuchen. Sie kam an ein Hause vorbei, auf dem ein Dachdecker arbeitete. Da traf sie ein herabfallendes Beil, und nach 2 Stunden starb sie. Was diesen Zufall noch tückischer mache, ist: daß der Dachdecker das Beil vorsätzlich herabgeworfen. Nehmlich der Mensch ward schwindlicht und fand kein anderes Mittel sich im Gleichgewichte zu erhalten, als das Beil herabzuschleudern. — Heute Vormittag habe ich 2 Stunden bei der Julie Saaling zugebracht. Die ist gar zu glücklich! Sie gefällt mir auch recht gut; nur begreife ich nicht, wie diese beide Schwestern mit einander harmonieren können; sie scheinen mir durchaus verschieden. Ich meyne, schon ihre beiderseitigen

verschiedenen Tugenden müßen unverträglich seyn. Die Julie hat ihren Mann und ihr Glück auf den Alpen gefunden. Nehmlich als sie vor 5 Jahren, mit Mendelssohn und Dr. Neuburg in der Schweiz gewesen, habe sich die Liebe zwischen ihr und dem Dr. Heyse (Hofmeister bei Mendelssohn) angesponnen. Das erzählte mir die Julie nicht selbst, sondern ihre Schwester.[38]) Ich dachte: der Teufel hole die Weiber, wenn man selbst auf dem Rigi, 5000 Fuß über alles Wasser erhaben, nicht sicher vor ihren Netzen ist! Wie haben wir beide euch Frankfurter, besonders die Juden durchgehechelt! Sie erzählte: eine Judenfrau in Frankfurt wäre nach Hauße gekommen und habe zu ihrer Tochter gesagt: Saale du bist eine Kalle *) . . . Mit wem? . . . Das geht Dir nicks an. — — Diesen Abend war ich bei der Uhden, und dann bei der Levi, wo viele Leute und allerliebste Frauenzimmer waren. —

Sonntag d. 24. Febr. vor Mitternacht. — Schläfst Du oder wachst Du? Hätte ich kein Bärbelchen, dem ich schreiben müßte, könnte ich mich ins Bett legen, wie andere ehrliche Leute. Ach! was sind die Ehemänner geplagt! Nun gleich zu meiner Biographie, denn ich bin sehr schläfrig. Dein Carlchen ist sehr munter, (nehmlich wenn er nicht schläfrig ist) sehr vergnügt, führt sich gut auf, gefällt überall und macht seiner Nation große Ehre. Aber erschrecklich viel Geld kostet die Ehre! Doch bereue ich es nicht. Mein Aufenthalt hier wird mir viel nützen, was wir unter nützen verstehen. Diesen Vormittag ward es nicht leer bei mir von Besuchen. Allerlei junge Doktoren, Buchhändler u. a. Dichter bringen mir Tragödien im Manuscript, daß mir die Haare zu Berge stehen. Wenn ich sie gar erst lese, werden sie mir ausfallen.

*) = Braut.

Mittag habe ich bei Beer gegessen, der Familie des Dichters und Componisten. Der Componist, ein kleines, schwarzes, häsliches Judenmännchen von 36 Jahren, hat eine schöne Frau, die ich aber gar nicht gesprochen; die Gesellschaft war zu groß. Bei Tische ließ er sich immer aparte Sachen auftischen, die er allein verzehrte. Der Bruder ist Bankier und hat auch eine hübsche Frau. Die Mutter, eine alte näselnde Jüdin, war schon viermal in Italien. Diese Leute machen das glänzendste Haus hier, nehmlich in Feten. Heute war eine sogenannte kleine Gesellschaft und es waren doch dreysig Personen bei Tische. Gubitz,[39]) Redakteur des Gesellschafters; Clauren,[40]) der mir sagte, ich hätte ihn einmal herabgehunzt, aber er beuge gern den Nacken; Offiziere, Schauspielerinnen, Schmarotzer aller Art. Sie wohnen im Thiergarten, weit von der Stadt. Die Saaling sagte mir: sie habe sich von diesem Hause losgemacht, denn es wäre weit hin und nicht weit her. Ich war im Theater, Spontinis große Oper Olimpia zu sehen. Ich konnte es nur einen Akt aushalten. Eine solche Verwirrung und Langweiligkeit ist mir in Noten noch nicht vorgekommen. Aber die Pracht ist unbeschreiblich. Dann ging ich zu Mendelssohn. Da wurden artige Quartetts gemacht. Alle vier Spieler waren zusammen nur 60 Jahre alt aber es ging vortrefflich; — Hummel[41]) ist hier angekommen. — Den Saphir[42]) habe ich besucht, ganz im Geheim. Dieser Mensch ist hier so allgemein gehaßt und verachtet, daß man mich gewarnt hat, mich öffentlich mit ihm sehen zu lassen. Ich habe ihn aber nicht vorüber gehen wollen, weil er mich in Frankfurt auch besucht hat. — Der Mendelssohn war 7 Jahr bei Fuld in Paris auf dem Comptoir. Er sagte, der wäre das größte Handelsgenie das sich denken ließe. Er wäre jezt sehr reich, wenigstens 4—5 Millionen. Die Familie Mendels-

sohn zeigt doch, daß das Schicksal nicht immer ungerecht ist. Der verstorbene Mendelssohn war ein ganz gemeiner Meschores[48]) bei einem Schacherjuden. Durch seine Geistes-kraft erhob er sich zu einem edlen Manne, ward ein bedeutender und liebenswürdiger Schriftsteller und genoß großen Ruhm im vorigen Jahrhundert. Seine Kinder sind Millionär und seine Enkel bedeutende Maler und Virtuosen. Es ist schon genug, wenn das Verdienst der Eltern an den Kindern belohnt wird. Die Mendelssohn mögen sehr reich seyn. Ein Herr Fränkel, früher ihr Compagnon, ist mit 800 000 Thr. aus der Handlung getreten. — Haben Sie denn noch nichts über die Zusammenkunft mit Guste be-schlossen? Aber seyen Sie nur vorsichtig, daß Sie sich in keine lästige Verbindlichkeiten einlassen. — Ich glaube, daß dem Schmit Ems sehr gut thun würde. — — Eben er-halte ich die liebe No. 6 mit den 6 süßen Nadelstichen. Sei ohne Sorge, ich müde mich nicht ab. Ich fahre oft, und Berlin ist ja lange nicht so groß als Paris. Auch wohnen die meisten meiner Bekannten in der Nähe. — Bärbelchen, Du hast den Verstand nicht allein. Ich hätte schon ohnedies gewußt, daß ich den gewissen Punkt (ach! wäre er nur gewiß) gegen meine Schwester mit Stillschweigen übergehe. Das Epigramm gegen Stiebel hat mir sehr ge-fallen, und ich finde nichts darin, was ihn beleidigen könnte. Meiner Schwester Sohn läßt sich gar nicht bei mir sehen. Ein wunderlicher Kautz. — Wir wollen aber auch fest dabei bleiben, nicht ängstlich zu werden über wechselseitiges Ausbleiben der Briefe. Zweimal wöchentlich soll Regel seyn. Ich wiederhole was Du gern hörst, ich bin sehr vergnügt, und habe sehr klug gethan hierher zu kommen. Ich lerne die Welt und mich selbst kennen. Ich betrage mich mit vielem Takte, worüber ich selbst er-staune. Ich suche alle möglichen Menschen auf, was sonst

gar nicht in meiner Natur liegt. Ich lasse mir gelegentlich von meinen Bekannten Zeugnisse meiner guten Aufführung geben. Zerstreue dich so viel als möglich. Je weniger du mich vermissest, je zufriedener bin ich. Wenn ich die langweiligen Ballette sehe, denke ich immer an Dich. Wie schön kannst Du auf einem Beine tanzen. Sie machen es hier nicht besser. Mein Spiegel bevölkert sich nach und nach mit Visitenkarten. Mariane Saaling hat mir gesagt, sie wünsche sehr mit mir in der Folge zu correspondiren. Wirst Du nicht eifersüchtig werden? Mich gönnst Du wohl jeder andern aber nicht meine Briefe. Ich habe hier schon einige Damenbillets bekommen. Ich sammle sie für Dich. Adieu, einziges Bärbelchen.

Montag 25. Febr. Dein Karl.

---

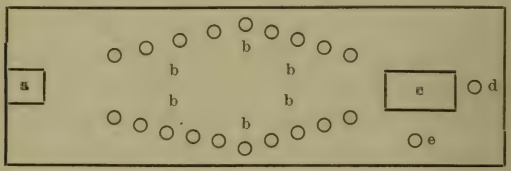
5) Berlin Mittwoch d. 27. Febr. 1828.

So eben, (Morgens 9 Uhr) erhielt ich Ihren Brief No. 7, den ersten in meiner Wohnung. Ich wollte wetten, daß es Ihnen hier besser gefiele als in Paris. Aber hier oder dort, nur von Frankfurt weg. Mütterchen, was führen wir in Frankfurt für ein Hundeleben. Ja ärger leben wir als die Hunde, denn ein Hund hat doch, was er wünscht. Bei jeder angenehmen Unterhaltung, die ich hier genieße, seufze ich im Stillen: Ach wäre nur mein Bärbelchen da. Hänge Dich Bärbelchen; ich war schon einige Mal liebenswürdig, und Du warst nicht dabei! Aber ich muß lachen, wenn Sie noch von der Robert schönen Augen mit mir sprechen. Die liegen ein Jahrhundert hinter mir. Ich liebe jezt die Mondscheinaugen der Mariane Saaling, und wie liebe ich sie! Sie ist ganz wie Du, Ihr beide habt nur eine Seele, und Du brauchst ihr keinen Platz in meinem Herzen zu machen. Ich wollte

taub und blind seyn, und wissen, wenn sie in das Zimmer tritt; es ist als verbreite sie einen Wohlgeruch um sich her. Ich sagte vor einigen Tagen der Herz, sie möchte mir doch aufrichtig ihre Meinung von der Saaling sagen, aber so aufrichtig, wie man über ein Buch spricht. Sie verstand sich dazu, aber nur im Vertrauen auf meine Verschwiegenheit. Wir wurden bald durch einen Besuch unterbrochen, und ich erfuhr nicht alles, was ich wünschte; nur folgendes. Mariane — sagte die Herz, — hat ein unvergleichliches, tiefes Gemüth; aber wenig Verstand. Sie hat einen „dünnen Verstand". Die bekannte Geschichte von Marialwa. Sie liebte den Koreff,[44]) der aber ihre Liebe nicht erwiederte. Aber ich bitte dich Bärbelchen, sage das keinem wieder. Bedenke, daß die Saalings viel nach Frankfurt correspondiren, und daß sie sehr leicht, und zwar entstellt erfahren würden, was ich von ihnen gesagt. Sie sagen es dem Reis, dieser redet bei Ochs, dann Röschen, Henriette Götz, dann Herz — und die Post ist hier. Dem Urtheile der Herz über den Verstand der Mariane traue ich nicht recht. Die Herz ist nur Verstand, Geist hat sie nicht, Gemüth auch nicht, ob sie zwar gut ist. Man täuscht sich oft bei großen Herzen, weil sie den Kopf bedecken. Ein Gemüth, wie das der Mariane ist wie ein tiefer Brunnen, in dem man die Sterne auch bei Tage sieht; aber Nacht ist darum doch nicht. Von mir wurde auch oft so geurtheilt; man glaubte, ich hätte keinen Verstand, weil ich ihm nicht folge. Was die Mariane spricht ist sehr vernünftig, nur auch herzlich zugleich. Sie ist witzig, scherzt viel, und, damit ihr in meinen Augen nichts fehle, macht sie sich auch zuweilen lustig über andere Leute. Eine solche Unterhaltungsgabe ist mir noch nicht vorgekommen. Andere, und wäre ihre Gesprächigkeit noch so leicht, müssen doch pumpen; sie aber ist wie ein Spring-

brunnen, der in einem fort murmelt; man braucht nur hinzuzukommen um zu hören. Ich gefalle ihr, und sie hat es mir gesagt, und als ich bemerkte, ich könne zwar gefallen, aber es dauere lange, bis es dahin käme, erwiederte sie, bei ihr sei es schnell gekommen. Ich gefalle überhaupt Allen. Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht! Ich habe gestern 5 Stunden bei den Salings zugebracht, und wie so viele Minuten gingen sie mir vorüber. Es wurden so viele komische Sachen erzählt, daß ich mein Taschenbuch herauszog, das gehörte nieder zu schreiben. Z. B. Die Julie Saaling sah im Königl. Pallaste Büsten von Luther und Melanchton. Sie fragte den Castellan: nicht war, das ist Melanchton? „Nein, es ist Eisen." — Ihr Frisirmädchen erzählte ihr, ein junger Mensch habe sich aus Liebe erschossen. Man habe ihn aufgeschnitten. „Nun, was hat man in ihm gefunden?" .. „Verdrehte Nerven im Gemüthe" — Grabschrift eines Grafen in Königsberg: Hier ruhen die Gebeine des jezt noch lebenden Kremanski. — Der Dr. Heise ist ein ganz vortrefflicher Mensch und lebt mit seiner Frau wie im Himmel. Montag Mittag aß ich wieder bei Varnhagen. Sie schrieb mir ein Billet, warum ich mich nicht sehen ließe? Und ich sollte bei ihr essen. Diese Leute scheinen mir nicht einig mit sich selbst. Sie möchten gern vornehme Leute seyn, und haben doch zu viel Verstand und Herz, diese Rolle schön zu finden. Wir aßen auffallend gute Beefsteaks, die waren nach Rumohrs Kochbuch zubereitet. Gans hatte ihr dieses Kochbuch empfohlen, und die Varnhagen sagte, es sei vortrefflich, und sehr practisch. Sie gab mir mein Büchelchen gegen die Berliner Literatur Zeitung[45]) mit ihren eigenhändigen Noten am Rande. Ich fand aber kein vernünftiges Wort in ihren Einwendungen, und ich werde in großer Verlegenheit seyn, was ich ihr

darüber sagen soll. — Montag Abend wurde ich in die Mittwochsgesellschaft[46]) eingeführt; es ist die worüber mir einst Hitzig geschrieben, daß meine Rede über Jean Paul darin vorgelesen worden. Ich wurde dort mit einem Strome von Complimenten überschwemmt, hatte aber schreckliche Langeweile. Sie hätten ihre Schadenfreude daran gehabt. Um Ihnen meine Lage deutlich zu machen, will ich eine Zeichnung von dem Saale und den Sitzen geben.



a. Thür. b. b. b. Zuhörer. c. Tisch des Sekretärs. d. vorlesender Sekretär. e. Ich. — Ich hatte um Entschuldigung gebeten, wenn ich mich ganz oben sezte, weil ich nicht gut höre. Jezt kam ich aber neben den Sekretär und hörte, und das war noch schlimmer. Der las aus einem ganz unbekannten neuen Dichter, wenigstens 25 Gedichte vor, und nicht einmal ein Urtheil darüber. Ich gähnte fürchterlich und hielt mir die Hand vor den Mund. Es half aber nichts. Der Wind der Langenweile, der durch meine geschlossenen Finger drang, machte die Lichter auf dem Tische flackern. Meine Angst war aber noch größer als meine Noth. Auf dem Tische des Sekretärs lag nehmlich ein Zettel überschrieben: Speisezettel, und darauf einige Namen anwesender Gelehrten: Chamisso, der Verfasser von Peter Schlemihl, Streckfuß und noch einiger. Ich in meiner Superklugheit denke, das Wort Speisezettel wäre hier scherzhaft gebraucht, und enthalte das

Verzeichnis derjenigen, die den Abend vortragen würden. Ich war sehr betrübt dieses alles mit anhören zu müssen; denn aus dem Saale unbemerkt von meinem Sitze zu entfliehen, war, wie Sie aus der Zeichnung ersehen, ganz unmöglich. Indessen ergab ich mich in mein Schicksal; es waren doch nur 3 bis 4 Namen. Jezt kam aber ein fünfter und unterschrieb, jezt ein sechster, und immer mehrere und mehrere. Ich kam in Verzweiflung; ich glaubte, daß die alle vorläsen. Endlich kam der Hauswirth und holte den Zettel. Es waren nichts als Unterschriften zum Abendessen, mit welchem die schönen Geister ihren Abend zu beschließen pflegen. Man soll nicht zu klug seyn. Hitzig war sehr artig, und ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich seinen Brief nicht beantwortet. Ich blieb nicht zum Essen. — Wegen Gans seyen Sie nicht besorgt, ich weiß wohl, daß ich mit ihm nicht gleichen Schritt halten kann, weder im Laufen noch im sonstigen. Ich lebe so mäßig wie zu Hause und lasse mich nicht irre machen. — Gestern Mittag gab mir ein Buchhändler, der unverheirathet ist, ein glänzendes Essen in einer Restauration. Wir waren zu sechs. Habe mich nicht amüsirt. Der arme Buchhändler wird die 20 Thlr., die ihm die Fete gekostet, umsonst verwendet haben. Holtei giebt ein Theater-Journal[47]) bei ihm heraus und da wollen die Herren haben, ich soll mitarbeiten. Gehorsamer Diener! — Ich bekomme hier jeden Morgen unentgeldlich die politische Zeitung geschickt, wie in Frankfurt. Dazu trinke ich mein gewöhnliches Zuckerwasser. — Meine Empfehlungen von Willemer[48]) an Marheinicke[49]) habe ich erst gestern, und die an Ritter[50]) erst heute abgegeben. Der erstere war viertelsilbig, zuweilen halbsilbig, weiter hatte ers nicht getrieben. Das Conversationslexicon hat er schwehrlich gelesen. Um ihn zum reden zu bringen blieb mir nichts

anders übrig als ihn zu fragen, wo er gebohren und erzogen worden. Ritter wird gelobt; ich kam aber zu einer Zeit wo er gerade in die Vorlesung gehen mußte. Bei diesen beiden Bekanntschaften wird nichts herauskommen. Was wollen sie auch mit mir machen? Das ist nicht wie bei reichen Bankiers, die ein offenes Haus haben, und die man nicht genirt. — Abends 10 Uhr. — Als ich heute Mittag zur Herz kam, um sie zu einem Essen abzuholen, wo wir beide eingeladen waren, fand ich drei junge Leute bei ihr am Tische essend, und sie saß dabei und legte vor und sprach mit ihnen. Ich hätte sie so mahlen mögen, so liebenswürdig erschien sie mir. Sie giebt nehmlich jeden Mittwoch vier armen Studenten zu essen. Das ist doch schön, da sie gar nicht vermögend ist. Aber das ist noch wenig; man muß ihre Aufmerksamkeit und freundliche Bedienung dabei sehen, die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speisen — es war gekocht für zehen — und den ungenirten Appetit der jungen Leute. So was geschieht in Frankfurt nicht, gewiß wenigstens nicht auf solche Art. Die Herz trug ein weiß atlas Kleid, und einen weißen türkischen Bund auf dem Kopfe und sah um 15 Jahr jünger aus als sie ist. Es ist merkwürdig mit dieser Frau! Sie will nicht alt werden, und sie wird es nicht; sie will nicht für alt gelten und sie gilt nicht dafür. Sie wurde im 15ten Jahre ihres Alters verheiratet und lebt jezt schon ein halbes Jahrhundert in der großen Welt, und wird noch immer als neu geachtet. Ich habe sie in zahlreicher Gesellschaft gesehen, wo viele junge Frauenzimmer waren — es wurde ihr keine vorgezogen, und die jungen Männer unterhielten sich mit ihr, als wär sie ein 18jähriges Mädchen. Und dennoch habe ich nie bemerkt, daß sie auf eine ihrem Alter unanständige Weise sich hervordrängte. Dabei kann ihre Unterhaltung keineswegs

geistreich genannt werden. Aber sie ist verständig, und die Zeit wird einem bei ihr nicht lange. Sie hat eine seltene Festigkeit des Charakters und weiß eine kluge Regel standhaft zu befolgen. Wenn sie steht, bedeckt sie dem Auge drei bis vier Personen in der Gesellschaft und sie hat ganz das Recht, mich ihr Louischen zu nennen. Fünf Männchen meines Gleichen könnte man aus ihr schnitzen, und es blieben noch Späne genug übrig. Wir aßen bei Madame Levi, wo große Gesellschaft war: Österreichische Legationsräthe, — (die Diplomaten schieben mit den Ohren, sagte mir einmal die Saaling,) Professoren, Doktoren, Frauenzimmer, die beiden Saalings. Es war recht amüsant. Die Levi ist eine sehr brave und kluge, hier allgemein geachtete Frau. Sie ist schon viele Jahre Wittwe und hat nie Kinder gehabt. — Sie haben recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! wie geht es mir darin so schlimm, ach! wie bin ich so zahm geworden! Ehe ich ausgehe, spüle ich mir den Mund rein um nicht nach Taback zu riechen. Meine Wirthin, die neben meinem Zimmer wohnt, ließ mich schon einige Male bitten, ich möchte doch nicht so viel rauchen, der Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das könne ich nicht ändern und sie möge die Spalten der Thüre verstopfen. Wie sauber sind meine Hände! Aber Roberts Finger sollten Sie sehen. Das sind keine Mohrchen, das sind Mohren. Das ist ein Schwein! ich bin ein Bleichplatz gegen ihn. Lassen Sie doch durch Reis, Speiers von mir grüßen, und Hrn v. Wehli.[51]) Die Empfehlungen haben mir sehr genützt. — Denken Sie nur welche Kleinstädterei mir entwischt. Mein Wirth ist ein Musikalienhändler. Und jezt frage ich diese Woche, als er zu mir kam, ob er nicht das Lied habe: So lang, so lang, hab ich mein Schatz nicht gesehen,[52]) und singe es ihm vor, daß mir die Thränen in die

Augen kommen, und vergesse ganz, daß ein Musikhändler unmöglich im Kopfe haben könne, welche Lieder er im Laden habe. Er lächelte ganz maliziös und sagte, er wolle nachsehen. Seien Sie unbesorgt; mein Wirth und Bediente sind sehr ordentlich Leute. Ich habe es glücklich getroffen. Die Wohnung habe ich mir selbst gesucht, da wie in Paris, Zettel an den Häusern hängen, wo Zimmer zu vermiethen. Ich wohne, wie man in Paris sagt: au centre des affaires et des plaisirs. Nur von den Saalings wohne ich weit weg, den übrigen Bekannten aber nahe. —

B. g. W.

Donnerstag d. 28. Febr.

---

6) Berlin d. 1. Merz 1828 (Samstag).

Deinen lieben lieben Brief und die süßen Nadelstiche darin habe ich hundertmal geküßt. Seit Du mich Du nennst, ist erst recht der Frühling über mir aufgegangen und es ist mir als finge ich erst jezt an, Dein schönes Herz im Sonnenschein zu sehen. Wir wollen uns von den Gefahren zu großer Liebe nicht schrecken lassen, wir wollen uns immer mehr und mehr lieben. Aber ängstige Dich doch nicht mehr über meine Angst. Ich hatte keine. Ich erhalte Deine Briefe immer pünktlich am vierten Morgen, und wenn ich einen vergebens erwartet, so war ich doch nicht unruhig, ich dachte mir gleich, du würdest einen Tag später geschrieben haben. Der Berliner Correspondent, der an Speier von mir geschrieben, wird wohl ein anderer als Oppenheim gewesen seyn. Denn dieser ist gerade der einzige, der nichts weiter von sich hatte hören lassen. Ich hatte nehmlich alle besucht, und da ich keinen zu Hause gefunden, meine Karte zurückgelassen. Alle haben mich wieder besucht, nur Oppenheim nicht. Doch vielleicht hat

er meine Adresse vergessen, und ich werde darum noch einmal zu ihm gehen. Ich bleibe meinem Vorsatze treu, Menschen aller Art hier kennen zu lernen, und ihre Einladungen zu benutzen, ohne meiner Neigung nachzugeben; denn wenn ich dieses thäte, hätte ich an meinen schon gemachten Bekanntschaften genug, denn bessere finde ich doch nicht. Schleiermacher[53]) aber werde ich nicht besuchen. Ich habe früher in Frankfurt erfahren, daß er sich nicht vortheilhaft über mich geäussert und daß er mich nicht leiden kann. Daß die Herz mich noch nie aufgefordert zu ihm zu gehen, ist mir ein Wink mehr. Übrigens sieht ihn die Herz auch nicht bei sich, weil ihre Vermögensumstände es ihr nicht verstatten, Leute zu empfangen. Die Reinganums haben Unrecht wenn sie glauben, die Saalings hätten mich in Frankfurt aus Vornehmheit vernachlässigt; sie konnten mir doch als Frauenzimmer unmöglich entgegenkommen, und ich habe nie den geringsten Schritt gethan, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Verhältnisse in dem Hause ihrer Schwester hätten dieses auch sehr erschwehrt. Die Julie hat sich hier schon gegen mich über die Adelswirthschaft, die in Frankfurt im Herzischen Hause getrieben, sehr lustig gemacht, und die Mariane, als ich neulich dabei war, wie sie einen Wiener Diplomaten, der ihr empfohlen worden, aufmerksam behandelte, bemerkte mir als er fort war, wie um sich in meinen Augen zu entschuldigen: sie könne solche Leute nicht entbehren, weil sie oft Geschäfte nach Wien hätte, die man nur durch Diplomaten könne besorgen lassen. — Bitte den Bernhard, die einliegende Anweisung für mich zu kassiren. Sollte mein Bruder Philipp nicht in Frankfurt seyn, dann hat mein anderer Bruder, und ist auch dieser abwesend, Spiro Zahlung zu leisten. So ist der Vertrag. — Jezt zu meiner Biographie zurück. Donnerstag war ich wieder in den Humboldischen

Vorlesungen. Sie sollten nur das Zuströmen der Menschen und Kutschen sehen. Es stehen Gensd'armes zu Pferde und Polizeicommissaire vor dem Hause. Ich habe wieder nichts gehört. Humbold hat keinen deutlichen, überhaupt keinen schönen Vortrag. Mit meiner Harthörigkeit ist es schlimm und ich glaube nicht, daß viel dagegen zu thun ist. Die Taubheiten, die in Wiesbaden curiert werden, sind wohl rheumatische, schnell entstandene. Bei mir sind Unterleibskrankheiten, Stockungen des Geblüts Ursache. Ich werde in Ems Wasser und Dämpfe ins Ohr bringen das hilft vielleicht. Ich bin aber hier mit sehr vieler Grazie taub und es macht mich nicht lächerlich. — Donnerstag Abend wohnte ich der Aufführung von Händels Alexanderfest bei. Eine schöne Musik! Der aus mehr als 200 Personen bestehende Chor ward von den Dilettanten der Singakademie gebildet. Die Milder[54]) und zwei vortreffliche Sänger der Oper, hatten die Solopartieen. Die Julie Saaling sagte mir, die Chöre im Frankfurter Cäcilien-Verein gingen besser als hier. Man werde aber hier durch die Orchester-Begleitung geblendet, die dort fehle. — Nach dem Conzert ging ich zur Herz Thee trinken. Es unterhält mich sehr, diese Frau zu beobachten, zu belauschen und kennen zu lernen. Früher war ich zu jung und zu verliebt, um sie zu verstehen. Décidément elle n'a point d'esprit; aber Verstand, aber alten der nicht mehr gelenk. Ihre Manieren, wie ich sie früher gekannt, tauchen nach und nach aus meiner Erinnerung empor. Sie hat etwas Gebietendes, Ungeduldiges, der Masse ihres Daseyns angemessenes, das man einer jungen schönen Frau gern nachsieht, von einer alten aber mit Mühe erträgt. Ich bin ihr gut, ich vermuthe aber, daß sich andere Frauen im Stillen über sie lustig machen mögen. Sie hat noch die Minauderien, Gesten und

Lächeleien, die ihr vor dreyßig Jahren eigen waren, und sie damals so liebenswürdig machten. Ich beobachte die Mittel und Wege, durch welche sie sich altherkömmliches Ansehen zu erhalten sucht, und welche wohl von den Berlinerinnen überhaupt zu gleichen Zwecken angewendet werden, besonders von den Jüdinnen, weil sie nur einen usurpatorischen Einfluß haben. Viele Visiten, viele Correspondenzen, junge Leute werden angezogen, Reisende in die Fremde empfohlen, empfohlene Fremde protegirt. Protegiren scheint hier sehr Sitte, was nun freilich manchem forthilft. Die Herz spricht von ihren vornehmen Bekanntschaften, läßt im Vorbeigehen fallen; sie habe den Minister, jenen Grafen gesprochen. „Rauch (der Bildhauer) ist von München gekommen, ich habe ihn gestern im Conzerte gesprochen. Er hat mir gesagt: Ich habe einen Gruß an Sie von der Baierischen Majestät, (der kennt mich noch von Rom)“ . . . Das hörte ich sie seit drei Tagen wohl 10 Mal in verschiedenen Gesellschaften erzählen. — Gestern Freitag, aß ich beim Präsidenten v. Scheve[55]) zu Mittag. Die Carl hat mir einen Brief an ihn mitgegeben. Wir waren 8 Personen, vier Herren und 4 Frauen, deren Alter neben einander gestellt, bis zum lezten Kreuzzuge reichen würden. Lauter Adlige. Die frugen mich nach zwanzig Frankfurtern, die ich nie habe nennen hören, nichts als Herr von, Fräulein von, Frau von. Sie haben so oft sie durch Frankfurt kamen im rothen Hause logirt, (welches seit länger als 30 Jahren kein Gasthof mehr ist.) Es wurde von keiner bürgerlichen Seele gesprochen. Doch waren sie sehr artig gegen mich. Herr von Scheve und seine hochroth und dick geschminkte Frau sind ganz charmant. Ein junges schönes Mädchen, die meine Tochter, die Enkelin von zweien, und die Urenkelin von den übrigen vier Gästen hätte seyn können,

und es vielleicht auch war, saß am ungewöhnlich breiten Tische mir gegenüber, und richtete das Wort an mich. Da sprach ich mit einer süßen Flötenstimme, die ich in meiner Gewalt habe, aber bei bürgerlichem Lumpenpack wie ihr seyd, nie gebrauche: „Mein Fräulein! Ich bedaure gar zu sehr daß ich Ihnen lästig fallen muß, ich höre etwas schwehr.“ Und das gute Kind ward purpurroth, statt daß ich es hätte werden sollen. Wir alten haben doch wenigstens das Vorrecht der Unverschämtheit! Der alte Mann, der neben Frau v. Scheve saß, ist unverkennbar ihr Liebhaber seit dem siebenjährigen Kriege. Als er zu husten anfing, stand seine alte Freundin vom Tische auf, und holte aus ihrem Strickbeutel ein Riechfläschchen voll Rum, und ließ ihn ein Zuckerlöffelchen davon einnehmen. Das sei gut gegen Husten. Dieses Mittel schien sie blos für ihren Freund immer bei sich zu führen. Wir haben in Godesberg ein ähnlich altes liebend Paar gesehen, das einmal an unserm Tische saß, als der Cöllner Baron ein großes Essen gab. Unter diesen wunderlichen Leuten, die gar nichts von mir wußten, als höchstens was die Carl[56]) von mir geschrieben (und wie wenig wird das seyn!) saß ich nun wie ein armes Kätzchen, puzte mich hinter den Ohren, und machte ein Donnerwetter-Gesicht. Was sich das junge Fräulein für Mühe gab, recht grade am Tische zu sitzen! Das ist ein Hauptpunkt in der Erziehung der adligen Jugend, und dieses aufrechte Wesen trägt auch viel zu der Ehrfurchtgebietenden Haltung bei, die der Adel Bürgerlichen gegenüber zeigt. — Den Abend war ich bei Mariane Saaling zum Thee geladen. Mehrere junge Herren, die Herz, Gans. Der leztere kömmt hier nicht viel in Gesellschaft, und an einigen Orten wo ich ihn traf, schien er nur aus Rücksicht für mich geladen. Man will ihn nicht haben, weil er jüdische Manieren hat,

schmutzig ist und sehr schreit. Ich liebe ihn wegen seiner lauten Stimme. Ein wunderlicher Kerl! Seine Lampe brennt beständig im Zimmer, ob er zwar Abends nicht zu Hause, und er einen Bedienten hat, der zu jeder Zeit Licht anzünden könnte. Zuweilen zündet er ein Schwefelhölzchen an, und saugt den Dampf ein — das thäte ihm wohl. Ein großer Schwätzer, ich bin ein Diplomat gegen ihn. Es ist wirklich gefährlich in seiner Gegenwart etwas zu sagen, was irgend Einer nicht wissen soll, er trägt alles herum und verkehrt Wort und Sinn; nicht aus Bosheit, aus Unbedachtsamkeit. Er verschwendet viel und mag wohl locker leben. Übrigens viel Geist, und das anerkannt. Bei der Saaling habe ich genau Acht gegeben, wie es die Herz macht immer im Gange zu bleiben, und nie zurückgesezt zu werden. Mehrere junge Herren, vom Gefolge der Saaling bekümmerten sich nicht um sie, Gans war indifferent, nur ich blieb ihr. Mit welcher Geschicklichkeit wußte sie mich festzuhalten, so daß ich sie immer mit einflechten mußte, selbst wenn ich mit andern sprach! Der Dr. Heise, (der Mann der Julie) gefällt mir gar zu gut. Er scheint so brav. Gegen seine Frau brachte ich Vorurtheile mit, die ich bald aufgab. Sie ist sehr gut, einfach, sie ist h o l d. Dieses Wort würde ich für sie erfunden haben, wäre es nicht schon da gewesen. Aber Mariane ist liebenswürdiger. Es hat mich schon oft überrascht, welche Ähnlichkeit Ihr beide mit einander habt. Sie ist eine D o l c e j a m a i s, wie Du. Wenn ich noch einige Zeit um ihr bin, wird sie mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt haben, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen — blos durch S e u f z e r. Man braucht nur zu hauchen, und die Saiten in ihrer Brust tönen wieder. Ich spielte mit ihrem Schlüsselbunde der auf dem Tische lag. „Welche Schlüssel gefallen Ihnen am Besten" — fragte sie. Ich wählte einige zierlicher Form.

„Dieser ist ein süßer Schlüssel, der zu meinem Zucker. Dieser . . . .“ — und welcher ist der zu Ihren Briefen? fragte ich. Da seufzte sie, daß es im ganzen Zimmer wiederhallte. Die Briefe des Marialva, der sie betrogen, das alle errieth ich. Später sprach sie vom Sterben, das sie fürchtet. Ich sagte allerlei über den Tod, wie man gleichgültiger sterben würde, ginge die ganze Welt mit unter; das geschähe aber. Wenn Sie sterben, stirbt die Welt mit Ihnen. „Ja, sagte sie, mit meinem Tode endet mit mir alles,“ und dabei seufzte sie, daß es ein Erbarmen war. Es war ganz gewiß, daß sie an ihre Eheloſigkeit dachte. Es liegt den Saalings viel daran, daß es mir in Berlin gefalle, besonders des Dr. Neuburgers wegen, der Berlin immer verläſtert. Julie sagte mir: „Ja, was gäbe der Neuburg darum, wenn ein Mann wie Sie Berlin unzufrieden verließe.“ — Mittag aß ich im Wirthshaus. Abends ging ich zu Joseph Mendelssohn, wo ich seit ich dort gegessen, noch nicht war. Ich fand die Frau mit einem jungen Menschen Schach spielen. Sie hielt die Partie für verlohren und übergab sie mir. Ich spielte sie aus und gewann sie. Dann spielten wir Piket. Dann kam die Mademoiselle Mendelssohn (die Pariserin) und wir spielten zu drei Piket. Später kam die Schwiegertochter, ein interessantes Frauenzimmer, und Mendelssohn. Man machte mir sehr Vorwürfe, daß ich so wenig komme. Ich mußte versprechen, wenn ich nach Ems ginge, sie oft auf ihrem Gute zu besuchen. Frau Mendelssohn liest englisch, spanisch und das übrige. Sie ließ mich das gern erfahren, indem sie mir kostbare Ausgaben von Calderon und Shakespeare zeigte, die sie zum Geschenke bekommen. Mendelssohn spricht sehr jüdisch. Er sagte mir: Sie wissen wohl gar nicht, daß Sie noch einige Monate in Berlin bleiben? Ich habe es heute in einer Berliner Zeitung

gelesen. Um 9 Uhr ging ich fort in ein Caffeehaus, und suchte mich gedruckt in der Zeitung. Da steht: „Der geistreiche, (man nehme dieses Wort hier in seiner höchsten Bedeutung) Dr. Börne aus Frankfurt lebt jezt hier und gedenkt einige Zeit hier zu verweilen. Es heißt er werde sich bald mit einer liebenswürdigen Dame vermählen, die im Jahre 1783 gebohren ist." Im Kaffeehause strich ein Herr lange Zeit um mich herum. Endlich trat er zu mir. „Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Dr. Börne zu sprechen?" — Der bin ich. — „Meine Ahndung! meine Ahndung!" — „Ich habe ein Anliegen an Sie. Können Sie mir nicht sagen, was die polnische Gesellschaft in Offenbach macht?" — Die ist schon sehr lange aufgelöst. — „Ich war in der Sache verwickelt." — Wen habe ich die Ehre zu sprechen? — „O meine Ahndung, meine Ahndung! mein Name ist zu unbekannt, als daß er Sie interessiren könnte. Ich heiße Löwenthal und bin Privatlehrer. Meine Ahndung! meine Ahndung!" — Ich dachte auf gut Frankfurtisch . . . . . mit deiner Ahndung; sagte aber auf gut Berlinisch: Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Heute Abend bin ich zum erstenmale von meinem Grundsatz abgewichen und habe eine Berliner Merkwürdigkeit zu sehen versäumt, aus Faulheit. Nehmlich, ein bal paré im Schauspielhause, wo der König und der ganze Hof hinkömmt. Es ist der lezte diesen Winter. Ich hätte Schuhe anziehen müssen, die Entree kostete fast 3 Gulden, und ich wäre doch nur eine Viertelstunde dort geblieben. Es war aber Unrecht. — Ja, Bärbelchen ich fühle, daß die weite der Entfernung von Dir trauriger ist als deren Dauer. Als ich heute Deinen Brief las, betrübte es mich, daß noch zwei meiner Briefe auf dem Wege waren, von denen Du noch nichts erfahren, und welche Du noch nicht beantworten konntest. Und so

umgekehrt mit Dir. — Es schlägt 1 Uhr. Gute Nacht. Das Geld von meinem Bruder verwahre, bis auch das Quartal der Polizei wird eingenommen seyn, wozu ich in 8 Tagen die Quittung schicken will. Dann sollen nach meiner zu gebenden Anweisung Schulden davon bezahlt werden. Aber Bärbelchen, wäre nicht bald Zeit von unsern Frühlingsplänen zu sprechen? Wo und wann zusammenkommen? Ich muß doch meinen hiesigen Aufenthalt und fernere Reise darnach einrichten. Koppenhagen habe ich aufgegeben, doch will ich nach Hamburg. — Empfangen No. 8. — Sontag d. 2. Merz.

B. g. W.

---

7) Berlin d. 4. Merz (Dienstag) 1828.

Als diesen Morgen Dein Brief kam, lag ich noch im Bette und die Thür war verschlossen. Der Briefträger pochte mich aus dem Schlafe und da kam ich mir vor wie ein reisender König, den man unter dem Donner der Kanonen süß anredet. Dein guter Carl und sein Herz waren in großer Verwirrung. Nakt war ich und sollte mich erst ankleiden ehe ich den Brief öffnete, und noch hundert andere Sachen verrichten. Aber ich war geduldig aus Ueppigkeit und ließ mein Glück recht dick und süß einkochen. Ich ließ mir sogar erst Thee machen, als etwas ungewöhnliches, holte die Schachtel herbei, und nahm die Zuckerplätzchen heraus. Dann las ich Deine allersüßesten Zeilen und war glücklicher als im Paradiese, wo man vielleicht Anisplätzchen bekömmt aber gewiß keine Briefe. Aber wie kamst Du nur auf den Gedanken, daß ich mich anstrenge durch meine biographische Genauigkeit? Wenn ich Äußerlichkeiten erzähle, so geschieht es nur weil dieses der einzige Weg ist, mir meine Gedanken und Empfindungen

in Erinnerung zu bringen. Ja, die Mariane ist bezaubernd; nur Dir würde sie nicht gefallen, weil Du so bescheiden bist. Aber mein Ideal ist sie nicht, Du bist mein Ideal, und sie gleicht Dir nur so viel, als die Wirklichkeit einem Ideale gleichkommen kann. Ich beobachte sie, wenn sie sich mit den Gegenwärtigen unterhält, es ist ganz Deine liebevolle und herzliche Art. Sie zieht keinen vor, sezt keinen zurück, und ist in Gesellschaft zu gut ihr Herz zu zeigen. Mir sagte sie schon längst: ich habe niemand in Berlin der mich interessire, und der Beifall eines Mannes wie Sie ist mir werther als alles. Mit dem, was mir die Herz neulich von ihrem vergangenen Leben erzählte, hat es seine Richtigkeit, ich habe mir es umständlicher erzählen lassen. Sie hat zweimal unglücklich geliebt, den Koreff, der sie gar nicht erhört und den Marialva, der sie getäuscht — beide Wahlen ihrer unwürdig. Ich fragte die Herz, ob wohl Mariane noch heirathen würde? Sie meinte, ja, wenn sich eine Gelegenheit fände. Ich will mir die Sache überlegen. Die Eine hat 20000 Gulden, die Andere so viel Thaler. Die Eine ist 1783 gebohren. die Andere mehrere Jahre später. Die Eine hat einen Bei-Hans, einen Schaltgeliebten, die Andere würde nur ihren Mann lieben. Aber Dein Bärbelchen ist so gut! Gut? Hat sie Dich nicht einst vor ihrer Thüre jammern lassen wie einen Pudel? Aber Du kennst sie schon zehen Jahre und die Andere erst wenige Tage! Wie! Ich kennte sie? Ich glaubte sie auch zu kennen als ein Hans kam, und schneller als der Blitz den Baum ihr Herz traf! Aber sie hat Deine Wechsel in Händen! Wechsel! O Gott! Geld oder nicht Geld! Seyn oder nicht seyn! Fort von mir hölliſche Gedanken! Ich bin Dein Bärbelchen, Dein auf ewig. Du hast gesiegt . . . Wie gefällt Dir dieser Monolog, ist er nicht à la Hamlet? O Du schlaue! O

ich Dummkopf! — In einem hiesigen Blatte las ich gestern, unter der Aufschrift: Zur Berliner Conversation „Der geistreiche Doctor L. Börne aus Frankfurt am Mayn, früher Herausgeber der Wage, dessen kritische, scharfe Feder wirkungsreicher gewesen, als sein Name in Norddeutschland bekannt ist, befindet sich gegenwärtig hier, nachdem er auf einer größern Reise Weimar besucht hat. Er wird Berlin, das er seit zwanzig Jahren nicht gesehen, hoffentlich verändert finden." [57]) Wie glücklich muß einst meine Frau werden! Sie wird, sie weiß nicht wie, Frau geistreiche Doctorin. O Bärbelchen, hier müßtest Du mich sehen und hören, mit meiner Feyertags-Seele! Ich sage die artigsten Sachen und so allerliebsten kleinen Worte als sie nie von mir gehört worden sind in Frankfurt. Die Saaling sagte mir neulich, ihr Schwager Dr. Heise habe erklärt: ich sei der liebenswürdigste Mensch, der ihm seit Jahren vorgekommen. Und zu bedenken, daß Heise im Hause Mendelssohns gelebt, wo sich alle interessante Fremden versammeln. Heil der Gattin eines solchen Mannes! Die Herz und die Saaling haben schon oft mit mir davon gesprochen, wann wir uns heirathen würden, und wir sollen hier her ziehen, es wenigstens versuchen, und es würde Ihnen gewiß hier gefallen. Gestern habe ich vor der Herz mein ganzes Herz ausgegossen und mit Begeisterung gesprochen von Jeanette, wie sie ist, aber (damit Du nicht stolz wirst,) auch von Jeanette, wie sie seyn sollte. Da hat sie aufgehorcht! — Sonntag Mittag war ich bei einem jüdischen Bankier Lypke zu Tische. Ich athmete dort einige Mund voll Frankfurter Luft. Der Herr Bankier ist ein guter dicker Jude. Die Frau eine Lydie, die unaufhörlich von Theater und Literatur spricht. Ich ließ mich zwar nicht mit ihr ein, aber da waren einige Literarische Schmarotzer, die Rede standen und mich entsetzlich

langweilten. Die Schriftsteller hier werden sehr gefüttert. Der Geist gedeiht nicht dabei, die ich noch von ihnen kennen gelernt, behagten mir wenig. Sie geben alle ihre Freiheit einer Parthei, einer Cotterie hin. Ich hätte große Lust wie ein Wolf in diese Heerde Schaafe einzubrechen. Das Theater ist hier Hauptgegenstand des Gesprächs. Der König steht in diesem leidenschaftlichen Hange oben an. Aber die Zirkel, in welchen ich mich bewege und die Sie kennen, sind von dieser Schwäche frei, ich höre dort fast gar nicht vom Theater sprechen. Sonntag Abend wurde bei Mendelssohn eine Unterhaltung in den Gang gebracht, die mich sehr angenehm überraschte. Nehmlich Aufgaben von Charaden in Handlungen. Jede Sylbe des zu errathenden Worts, und endlich, wie bei Charaden üblich, das ganze Wort, wird, statt gefragt, pantomimisch dargestellt. Es gehört viel Scharfsinn dazu. Ich will Ihnen durch Beispiele die Sache deutlich machen. Ein Theil der Gesellschaft, etwa zehen gingen in ein Nebenzimmer, sich dort zu costumiren. Da kamen sie nun zuerst als Chinesen gekleidet heraus, sezten sich neben einander auf die Erde, und wackelten mit den Köpfen wie die Gypserne Pegoden. Das war die Sylbe ja. Zum zweitenmal erschien ein Gott als Statüe auf einem Piedestal, eine Flöte am Munde. Es wurde ihm geopfert, und um ihn getanzt. Das war die Sylbe Pan. Endlich wurde ein Morgenländischer Fürst vorgestellt, der Europäischen Gesandten Audienz gab. Das war das ganze Wort Japan. Zweite Charade: Wilde lagern sich um ein Feuer. Ein Europäer wird herbeigeschleppt. Sie fallen freßbegierig über ihn her, ihn zu verzehren. Einer reißt ihn immer dem andern aus der Hand. Das ist die Sylbe Gier. Ferner: Eine Dorfschule wird vorgestellt. Der Schulmeister sagt den Kindern a vor, welches sie nachplärren. Das ist die zweite Sylbe a. Zur

dritten Sylbe wurde durch eine Fee ein verstecktes Mädchen hervorgezaubert — Fee. Endlich das Ganze zu bezeichnen, trat ein aus mehreren Männern und Kindern, zusammengesezter Giraffe ins Zimmer. Das Spiel ob zwar viel Zeit dazu gehört wegen der Costümirung ist sehr unterhaltend. Als man mir erzählte sie hätten neulich das schwehre Wort Birmanen[57a]) aufgeführt (Bier und Manen) machte ich mich ein wenig über die Frankfurter lustig und sagte: das hätten wir dort nie errathen; ja, noch mehr, wenn man uns auch dort gleich das ganze Wort Birmanen genannt hätte, würden wir auch nicht errathen haben, was es bedeute. „Aber mein Bärbelchen ausgenommen" — sezte ich hinzu. Wer ist Bärbelchen? frug ein Legationssekretär, der ein Gesicht hat, wie ein versiegelter Brief ohne Adresse. Ich warf ihm einen wüthenden Blick zu, und sagte: Elender, Du kennst mein Bärbelchen nicht? Du bist auch nicht werth sie zu kennen. Darauf erwachte ich und schrieb meinen Brief weiter. — Jean Pauls Wittwe[57b]) hat mich bitten lassen, sie zu besuchen. Dieser Aufsatz über J. Paul hat mich sehr bekannt gemacht. Bei Mendelssohn traf ich schon einige Male einen jungen blinden Menschen, der seit seinem achten Jahre das Gesicht verlohren. Er studirt. Wie heiter der ist! Er ist kein Berliner, aber schon lange hier. Es ist rührend wenn er erzählt, wie glücklich er in stiller Nacht wäre, wo er sich die schönsten Menschen und Landschaften ausmahle. Ich sezte mich zu ihm und dachte er kenne mich nicht. Aber da fragte er ob ich je in Kassel gewesen? Ich sagte, nein, ich würde aber bald hinkommen. Dort lebte eine Madame Sieber, die liebenswürdigste Frau die er je kennen gelernt, eine Anbeterin J. Pauls, die meine Denkrede entzückt. Sie habe sie ihm weit weit hin damals auf der Post zugeschickt. Wenn ich sie besuchte, würde sie ganz glücklich

seyn. Schön, dachte ich, hätte ich also in Kassel auch schon einen Hans! Aber Heil der Gattin eines solchen Mannes. — Die Ihnen erzählte Geschichte von dem traurigen Tode des Mädchens, das ein herabfallender Hammer getödtet, ist für ängstlich vorsichtige Leute sehr belehrend, also auch für Sie. Sie beweißt daß ängstliche Vorsicht, statt zu helfen, oft gerade ins Verderben führt, weil das tückische Schicksal immer neue Wege erfindet. Das Mädchen ging mit ihrer Freundin in der Nähe des Hauses, das mit einem Gerüste versehen war, und einen Thorweg hatte, der in eine andere Straße führt. „Wir wollen nicht vor das Haus vorbei gehen, sagte das Mädchen, es könnte etwas herunterfallen; wir wollen lieber durch das Thor hinten herumgehen. Sie that es, und unter dem gewölbten Thore, traf sie der Hammer, der vom Dache fiel. Er fiel nehmlich zuerst auf das Gerüste und prallte dann so zurück, daß er ins Thor hinein kommen mußte. Wäre das Mädchen ohne Ängstlichkeit vor das Haus vorübergegangen, hätte sie der fallende Hammer nicht berührt. — Ich habe der Mariane Saaling die Geschichte von ihrer Nichte auf dem Götzischen Balle erzählt, vom Sitzenbleiben, von dem Spottgedichte. Sie wußte nichts davon oder stellte sich als wisse sie nichts davon; vielleicht um meinen Bericht, mit dem schon erhaltenen zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir: die Mariane Herz habe Verstand, aber zu ihrem Unglücke habe sie, sie Saaling, zum Muster genommen, und bei jeder blinden Nachahmung verliehre man. Die andere Schwester wäre ein sehr gutes Mädchen. — Es ist ein sehr angenehmer Scherz, ja es ist sehr witzig, daß Du meintest, wir wollten meine Berliner Reisekosten, auf einer Schweizerreise zu ersparen suchen. Aber Dein Ernst wird es doch wohl nicht seyn? Weib, ich will Dich beschweizern! Eingesperrt wirst Du diesen Sommer, nicht ausgehen, ja

keine Schuhe und Strümpfe darfst Du anziehen, bis mein Geld wieder herbeigehungert. Dagegen reise ich umher und erzähle Dir alles was in der Welt vorgeht. Du kannst indessen meine zerrissenen Socken flicken, aber ja nicht zu dick! — Ein Herr Emden, der hier wohnt, ein gebohrener Frankfurter, hat mich besucht. Mein Herz schlug ihm entgegen. — Das Theater habe ich nicht weiter besucht. Ich kann nicht dazu kommen und es macht mir keine Freude. Aber für die Schnapper wäre das eine Lust! Alle Tage drei Theater, die schönsten Ballete, fast so schön als in Paris. — Ich hörte diesen Abend, die Schwester der Sontag, die in Frankfurt bei Dr. Schmidt gewohnt . . Aber ich Esel, das haben Sie mir ja selbst geschrieben. Sie ist hier schon aufgetreten. Warum ist sie denn so schnell fort? — Dem Oppenheimer[57c]) können Sie im Allgemeinen sagen, daß man hier einen Thaler brauche wie in Frankfurt einen Gulden; doch das auf's Höchste, denn das billige Leben, lerne ein Fremder nie kennen. Ob sein Herziehen sonst räthlich, darüber muß ich mich mit Sachkundigen besprechen. So viel hab ich schon gehört, daß nach Verhältnis der Stadt es sehr wenige Portraitmahler hier gäbe. Die Regierung thut viel für die Kunst, es werden große Sammlungen angelegt, ein großes Museum ist gebaut worden. Über die Preußische Regierung habe ich meine Ansichten sehr geändert. Sie ist besser, als man bei uns weiß, ja sie ist gut. Bei Gelegenheit mehr davon. — Sie wären mir ein schöner Richter geworden! Kömmt eine von Heidelberg hergelaufene Person, die kein gutes Haar auf dem Kopfe hat und sagt Ihnen Dr. Börne sei eitel, und sogleich fällt Frau Criminalräthin Bärbelchen das Urtheil: Börne ist eitel. Aber die Beweise? Hat man Ihnen Beweise gegeben, und haben Sie sie gefordert? Übrigens ist es sonderbar, daß wenn die Leute eine zu gute

Meinung von uns haben und sie dann aufgeben, daß sie es dann uns zum Verbrechen machen. Habe ich denn gesagt, daß ich nicht eitel wäre? Ich habe höchstens behauptet, daß ich mich von der Eitelkeit nicht quälen lasse, wie andere Leute; wenn mir aber die müheloſe Befriedigung einer Eitelkeit Vergnügen gewährt, warum soll ich sie nicht genießen? Übrigens ahnde ich gar nicht, worauf sich das beziehen kann, und lassen Sie sichs doch erklären. — Heute habe ich in Begleitung der Herz und einiger ihr verwandten häslichen Damen die Gypsabgüsse der Antiken gesehen. Beim Weggehen frug ich die Herz, wie viel man dem Castellan Trinkgeld zu geben? Rathen Sie wie viel? Drei Gulden nach unserem Gelde. Ich hätte des Teufels werden mögen, und verwünschte die gypserne Medizerische (!) Venus und meine häslichen alten Weiberchen. Da gefiel mir die Herz wieder gar nicht. Das Kunstwerk ergreift sie und sie begreift es nicht. Auswendig gelernter Enthusiasmus, triviale Gallerie-Bemerkungen und unterthänigste Huldigung jeder legitimen Fratze, ohne eigenes Urtheil ob dem Bilde auch Huldigung gebühre. Unaufhörlich! wies sie den armen Castellan zurecht, natürlich ein Papagey, der hersagt, was er auswendig gelernt. Vieles war mir bekannt, ich hatte die Originale in Paris gesehen. Aber zum erstenmale sah ich die Gruppe der Niobe, ein Trauerspiel in Marmor, das mich in der tiefsten Seele erschütterte. Sie steht in Florenz und muß von ungeheurer Wirkung seyn. Ich begreife nur nicht, wie so viele Kunstwerkbeschauer in einer öffentlichen Gallerie von ihrer Begeisterung reden können. Es fiele mir eben so schwehr, einer marmornen Niobe, als einer lebenden vor allen Menschen meine Liebe zu erklären. Und weil ich nicht geschwazt, warf mir die Herz nachher vor, ich sei so kalt gewesen. Mein armes Herz weiß gar nicht mehr, was es mit dieser alten Lieb-

schaft machen soll. Manchmal bin ich ihr gut, manchmal muß ich mich über sie lustig machen ... Ich habe sie so eben verlassen, ich habe den Abend bei ihr zugebracht. Es waren noch einige Herren da. So lange wir allein waren, spielten wir Schach. Sie war weiß angezogen und hatte einen weißen Turban um den Kopf. Während sie auf das Brett sah, sah ich sie unbemerkt an. Ihr faltenreiches Gesicht erschien mir als ein Vorhang, hinter dem sich ihre einstige Schönheit versteckt hielt. Ich zog ihn weg, aber es war nichts dahinter. Ich war so gerührt, daß ich mir die Königin darüber nehmen ließ. O die grausame Zeit, die alles zerreißt und zermalmt ehe sie es verschlingt! Dann fing sie aber mit einem Kunstkenner ein Langes und Breites von Gemählden zu sprechen und da machte ich mich wieder über sie lustig. „Das Fleisch dieses Mahlers gefällt mir nicht . . sein Fleisch ist gut . . sein Fleisch ist zu schwammig . .“ so ging es in einem fort; mir ward ganz übel. Ich glaubte bei einem Mezger zu seyn. — Die Damen hier werden Abends auf der Straße oft von jungen Herren angeredet und zudringlich behandelt. Zu einer alten Frau, einer Freundin der Herz, kam neulich ein Herr auf der Straße und fragte: Kann ich das Vergnügen haben, Sie nach Hause zu begleiten? — Warten Sie nur, bis wir an eine Laterne kommen, erwiederte die Alte. — Den jungen Herren geht es aber auf der Straße nicht besser von Seiten der Damen. Was Dein kleiner Carl aussteht, das glaubst Du gar nicht. Ich darf ohne Bedienten mich Abends nicht auf die Straße wagen. Kömmt aber wieder einmal ein Mädchen und frägt mich, ob ich sie nicht nach Hause begleiten wolle, werde ich ihr auch antworten: Warte nur mein Kind, bis wir an eine Laterne kommen. Aber (im Ernste) welche schöne Dinge sind mir schon gesagt worden, über die Lebhaftigkeit meiner Züge,

über meine schönen Augen! Und von Wem? In Frankfurt haben die Leute keinen Geschmack. Nur Du hattest den Geschmack mich zu wählen, und Heil Dir darum! Dein guter, treuer, lieber, schöner, geistreicher

Carl.

5. März erhalten Nr. 9.

---

8) Berlin. Freitag d. 7. Merz 1828.

Freitag steht oben, aber erst heute Samstag konnte ich den Brief anfangen. Ach! was sind die berühmten Leute geplagt. Ich komme manchmal in Verzweiflung. Habe ich ja einmal eine glückliche Stunde, wo keine Unruhe mich stört, zerstört die Zerstörung von Corinth, die bei mir wohnt, mir solch eine seltene glückliche Stunde. So heißt ein Trauerspiel im Manuscript, das ein junger Dichter meinem Urtheile unterworfen. Der unheilbringende Jüngling ist mir empfohlen worden und ich darf ihn nicht abweisen. Izt lauscht er nun angstvoll auf jedes meiner Worte, schwebt zwischen Tod und Leben, und jammert mich so sehr, als ich mir selbst jammere. Welche Freude hatte ich vorgestern Abend! da ich um 7 Uhr als ich grade in den Wagen steigen wollte, Deinen Brief bekam, den ich erst den andern Morgen erwartete. Aber ich bin nicht zufrieden mit Deinen Briefen. Nicht mehr als drei Seiten, und das Maas verfälschst Du wie ein Jude. Ausgestrichene Worte, Gedankenstriche, und alles wird benuzt einen ehrlichen Christen zu verkürzen. Aber nein, Deine Gedankenstriche sind schön, ich mußte darüber lachen. Also beständig bist Du? Du hast Dich noch gar nicht verändert? Und ich? O die Weiber! Sey nur ruhig. Ihr taugt alle nichts. Eine ist immer schlimmer als die Andere, und das ist Euer Glück. Wir werden endlich so

klug einzusehen, es sey am besten bei der stehen zu bleiben, die wir gerade lieben, weil sie wenigstens besser seyn wird als ihre Nachfolgerin. Du armes Bärbelchen, hat denn Dein Schnupfen hoch steigen müssen als er in den Kopf stieg? Der kleine Schnupfen wird wohl recht müde geworden seyn. Wer war denn die demantne Gesellschaft, die gerade bei Dir war als mein Brief kam? Warum nennst Du die Leute nicht? Es waren gewiß ungeschliffene Diamanten. Und warum mußtest Du in das kalte Zimmer gehen als mein Brief kam? Und warum läßt Du das Schlafzimmer nicht heizen, wenn Du nicht wohl bist? Sollen etwa durch diese Oekonomie meine Reisekosten ersezt werden? Ja wohl, gutes Bärbelchen. Ich weinte dabei, als ich meinem Hausherrn das Lied vorsang, aber vielleicht hat er es nicht gemerkt, es waren nur drei Thränen in beiden Augen. Doch wenn ich im Vorbeigehen in seinen Laden sehe, scheint es mir immer, als lachten mich die Commis aus. Er heißt Logier. Sein Bruder, auch hier, ist berühmt durch ein neues musikalisches System[58]), das er aufgestellt. Von Heine las ich neulich in einem hiesigen Blatte, er wäre sehr krank in München. Doch ist die Nachricht sehr alt, er muß also wieder hergestellt seyn. Man erzählte mir hier, der König von Baiern habe ihn eigentlich nach München berufen.[59]) Ohne ihm gerade eine bestimmte Stelle anzuweisen, habe er versprochen für ihn zu sorgen. Der Hans hat viel Glück bei Königen und Königinnen! Was heißt Dachles?*) Das habe ich vergessen. Aber Dich und den geliebten Milchkuchen werde ich nicht vergessen. Unsere Déjeuners, ja, die waren himmlisch! aber wer wehrt es uns, sie wieder zu haben? Es ist doch Zeit, daß wir darüber sprechen, wann und wo wir wieder zusammenkommen, und wann und wo,

*) Vielleicht = tachliss = Endzweck.

Du Deinem ehemaligen Freunde es mit Thränen der Reue abbitten wirst, daß Du ihn so genannt hast. Ich muß doch vorher wissen, wie ich meine Reisezeit zwischen hier, Hamburg und andern Orten zu vertheilen habe. Wenn gedenkst Du von Frankfurt wegzugehen? Noch einmal vorher nach Frankfurt zu kommen, wird doch für mich durchaus nicht angehen, und Du würdest es mir auch nicht rathen. Es wäre hinderlich für unsere Pläne. Also frisch Deinen Kopf angestrengt und überlegt. — Humbold würde ich wohl gern kennen lernen, aber ich habe Niemand, der bei ihm einführt. Auch ist er viel bei Hofe und wenig zu Hause. Es ist doch sonderbar, daß hier wirklich nur die Juden oder getaufte Juden Häuser machen, und die Christen fast gar nicht. Christliche reiche Kaufleute giebt es hier wenige, und die übrigen Stände, die Staatsbeamten und Solche haben kein Geld. Ich bemerke das deutlich an einem Wiener vornehmen Herren, der bei der Oesterreichischen Gesandtschaft attachirt vor vierzehn Tagen hierherkam und dem es an mannichfaltigen Empfehlungen nicht mangeln kann. Wo und so oft ich irgend wo hinkomme in dem Kreise meiner Bekannten, finde ich ihn auch — Beweis, daß er anderswo nicht eingeladen wird. Bei Hegel hat der Gans versprochen mich einzuführen, der Windbeutel hat aber bis jezt nicht Wort gehalten. Es kann auch seyn, daß dieser Herr nichts von mir wissen will, wegen meiner Schrift gegen die kritische Gesellschaft, deren Director er ist. Die Herren haben sich sehr über mich geärgert, da sie fühlten, ja es gestanden, daß ich Eindruck mache. — Die Berechnung über meine Wechsel habe ich endlich begriffen. Ich konnte immer nicht ausmitteln, wo die Zinsen hingekommen, und ich fragte mich: wo bleibt die Katz? Jezt weiß ich, wo sie steckt. — Bitten Sie Samuel, das Polizeigeld am 15. Merz von Schulz einkassiren zu lassen, und

ihm einen Gulden zu geben. Nächstens will ich Ihnen das Verzeichnis meiner Schulden schicken, daß sie bezahlt werden vom vorräthigen Gelde. Von meinen Diners und Soirees will ich nicht weiter sprechen; ist etwas besonderes dabei zu bemerken, dann thue ich es. Ich komme auch in Häuser, an die ich keine Empfehlungen hatte, von hiesigen eingeführt. Was ich in Frankfurt vom hiesigen schlechten Leben gehört, habe ich durchaus falsch gefunden. Der Luxus hier beim Essen ist nicht so groß als wie bei uns, das kömmt aber daher, weil sie in Frankfurt nur selten Feten geben, hier aber jede Woche, und weil sie dort nur mit Essen und Trinken bewirthen können, aber hier auch mit geistigen Unterhaltungen. Das Essen und der Wein ist so gut, oft besser als bei uns. Spargel und junge Erbsen, wie bei uns im Sommer, alle mögliche Weine, ach! und welche Austern! Viermal so groß als die Pariser. — Ich spiele hier zuweilen Schach, mit der Herz, mit der Madame und der Mamsell Mendelssohn. Diese leztere ist auch eine von den Romanen-Charaktern, die ich mir in meinem Gedächtnisse zu skizziren suche. Etliche und funfzig Jahre alt, das sieht man ihr an; aber gebildet und geistreich, und ich habe keine Beweise dafür. Sie hat ein beredtes Schweigen. Der lange Aufenthalt in Paris gab ihr eine merkwürdige feine Haltung. Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe mehr im Stillen zu beobachten, sie kennt die Welt auswendig. Ich spielte gestern Schach mit ihr und ließ sie die Partie gewinnen, mit vieler Geschicklichkeit. Man hat auch verstanden. Kein Lob über meinen Sonntags-Aufsatz, der hier hundertmal mehr gefällt als in Frankfurt, war mir schmeichelhafter als das der Demois. Mendelssohn. Sie sprach von der „unnachahmlichen Feinheit" darin, und ich dachte, das müßte eine Pariserin doch verstehen. Die M. Saaling hat den Aufsatz in einer und der nehmlichen

Gesellschaft schon dreimal vorlesen hören. Über meine alte gute Herz machen sich die Leute sehr lustig, weil sie sich wie ein junges Mädchen kleidet, Hals und Brust offen trägt, und lieber vom Teufel als von Alt seyn reden hört. Sogar die gute Mariane spottet ihrer. Ich vertheidige sie und im Ernste. Das Alter ist ein Uebel, denke ich, und wenn man ein unvermeidliches Uebel, das man fühlen muß, nicht auch *sehen* will, und die Augen zumacht, ist denn das zu tadeln? Es wird keiner der Herz ins Gesicht sagen, sie sei alt und wenn sie selbst es sich vergessen machen kann, wem schadet das? Die Weiber sind alle so. Die M. Saaling meint zwar, sie sei anders, sie habe schon längst angefangen, sich alt zu kleiden (und das ist wahr!). Aber sie kleidet sich nicht ihrem Alter gemäß, sie kleidet sich *älter* als sie ist, und das ist ganz die nehmliche Eitelkeit. Sie weiß recht gut, daß ihr die alte Haube gut steht, und daß es schön klingt, wenn sie sagt: sie wäre ein hübsch' alt Mädchen. Aber es ist doch mit so einer altgewordenen Geliebten, wie die Herz, die man nach einem Vierteljahrhundert wieder sieht, eine ganz komische und schurrige Sache! Neulich schrieb sie mir: „Wenn Ihr Diner Ihnen noch etwas Lebenskraft läßt, so kommen Sie zu mir, wir spielen Schach und trinken Thee. H." Ich dachte: Ey, was braucht man Lebenskraft zu Schach und Thee? Wenn sie nun zu Dir spräche zwischen Schach und Thee: „Mein Freund, Sie lieben mich schon 25 Jahre. Ihre Standhaftigkeit rührt mich, Ihre Treue verdient Belohnung? —" ich kam nicht. — Ich versprach Ihnen, die Billets zu schicken, die ich hier bekommen würde, und Sie erinnerten mich an mein Versprechen. Ich dachte anfänglich, man würde mir häufig schreiben; es ist aber nicht geschehen. Ich sehe meine Bekannten zu oft als daß es nöthig wäre, und ich besitze blos einige unbedeutende Zeilen von der Herz, der Varnhagen

und einigen Herren. Selbst geschrieben habe ich noch keine, als gestern zum erstenmale eines an die M. Saaling, das ich für Sie abgeschrieben und es Ihnen hier mittheile, ob ich zwar recht gut weiß, daß das gescheidte Bärbelchen mich ehrlichen Tölpel auslachen wird, der ihr alles so haarklein und offenherzig erzählt. Wir Männer sind gar zu edel! — „Guten Morgen mein Fräulein. — Ein Brief hat es doch „recht gut in diesem Leben! Er darf kommen, so oft und so „früh er will, braucht nicht zu schellen, sich nicht anmelden zu „lassen und nicht zu fürchten, daß er abgewiesen werde. „Ich möchte wohl ein Brief seyn, bis zum grünen Vor„hang, hinter ihm aber wieder lieber ein Mensch. Ich „schicke Ihnen dies Billett durch die kleine Post, um sie zu „versuchen, ob sie sicher sei, ob geschwind und wie lange „es währe, bis man eine Antwort erhält — wenn man eine „erhält. Ich muß dieses alle wissen, wegen meiner künftigen „Beschreibung von Berlin. Die gute Madame Mendels„sohn hat mich auf Mittag einladen lassen. Nehmen Sie „Theil an meiner Freude, deren größter Theil Sie selbst „sind. Die Einladung kam noch spät gestern Abend, und „Ihrem armen Freunde war sehr bange den ganzen Tag, „sie möchte nicht kommen. Als ich Sie vorgestern Abend „verließ, schrieb ich noch viel nach Frankfurt von zwei „Schwestern, die mich der gute Gott, der mir immer „gnädig war, auf meinem Wege finden ließ. Von der Einen „schrieb ich: „Sie ist hold — und dieses Wort hätte ich „für sie erfunden, wäre es nicht schon da gewesen.“ Welche „von beiden Schwestern habe ich gemeint? Die oder der „es errät, bekömmt drei Pfannkuchen von Schauß. — Ich „küsse Ihnen die Hand, mein theures Fräulein, mit der „herzlichsten Ergebenheit.“ — Wie gefällt Dir das? Kann man das Billet nicht gegen den Husten brauchen, ist es nicht wie gekochter Kandiszucker? Die Antwort werde ich

erst heute bekommen und ich theile sie Dir auch mit. — Gestern Abend führte mich Gans in einen ihm verwandten Familienzirkel, wo zur Feyer des Geburtstags des 70jährigen Hausvaters eine große Fete war. Juden, und jüdische Juden, das war komisch. Sehr glänzend, und die Weiber haben Lotto gespielt, wie bei uns. Und Freitag Abend, und gestrickt und doch jüdisch! — Vor einigen Tagen starb ein fünfjähriges Kind. Man legte es in den offenen Sarg um es den andern Tag zu begraben. Nachts kam es zu seiner Mutter ans Bett, und sagte: Mutter, nimm mich zu Dir, es friert mich. — Vorgestern da Glatteis war, fielen ein Mann und eine Frau, Eheleute, auf der Straße und brachen beide jeder ein Bein, er das rechte, sie das linke. Ist das nicht romantische Treue? — Im Wasser wurde eine maskirte Dame, mit auf dem Rücken gebundenen Händen gefunden. Sie wurde also hineingeworfen. — Der König hat gegen eine Belohnung von 5000 Thaler einen Mann hierherberufen, der ein Mittel erfunden hat, vom Stammeln zu befreien.[60]) Jeder Geheilte zahlt eine gewisse Summe und muß schwören das Mittel keinem mitzutheilen. Es ist wunderbar, was der menschliche Geist nicht alle erfindet! Es ist keine Medizin, keine Operation, keine Übung. Der Mann giebt nur dem Stammelnden eine gewisse Regel, und darauf können sie sprechen. Ein verheirateter Sohn Mendelssohns, ein großer Stammler, wurde auch auf die Art geheilt. Er sagt: es wäre ganz unbegreiflich, wie nicht jeder von selbst auf das so einfache Mittel fiele. — Ein neues Lustspiel: der Kammerdiener[61]) macht seit einigen Tagen viel Aufsehen. Der Haupt-Charakter ist eine getaufte Jüdin, die ihre Abstammung vergessen machen will, von Juden nichts hören kann, und nur christlichen Umgang sucht. Sie verliebt sich in einen gebildeten Christen, der ihre Bekanntschaft

sucht und macht, und der feine Herr ist ein verkleideter Kammerdiener. Das ist eine Geschichte wie in den précieuses ridicules von Deinem neuen Hans.[62]) Es sollen gewisse jüdische Damen, die man nennt, im Stücke portraitirt seyn. — Gewiß habe ich den Hitzig[63]) besucht, aber nicht gefunden. Er war auch bei mir und traf mich nicht. Wir haben uns aber außer dem Hause gesprochen. — Nennen Sie mir doch den Advokat von Reinganums Geschwistern? — Sie kennen doch die Händel-Schüz[64]) dem Namen nach? Schauderhafte Dinge hat man mir von ihr erzählt. Sie soll eine wahre Medea seyn. Nach ihrem ersten Manne heirathete sie, als sie auf der hiesigen Bühne war, den Dr. Meyer, einen Arzt. Sie bekam vier Kinder von ihm. Der Meyer ward ihrer überdrüssig, ließ sich von ihr scheiden und heirathete eine Andere. Da schwor sie ihm ewige Rache. Sie wolle die Furie seyn, die ihn und Alle die ihm gehörten, verfolgte, bis sie von der Erde vertilgt wären. Als des Dr. Meyers zweite Frau im ersten Wochenbette lag, trat die Händel mit gezücktem Dolche vor sie hin, und blieb in der schrecklichsten Gestalt, die sie von der tragischen Kunst gelernt, todtdrohend vor ihr stehen. Darüber entsezte sich die Wöchnerin, so daß sie immer kränkelte und endlich, nachdem sie noch einige Kinder gebohren, starb. Auch alle Kinder starben. Die Händel nahm zwei ihrer eigenen Kinder mit nach Halle, und die Kinder starben bald. Zwei Söhne behielt aber Dr. Meyer bei sich. Als der Eine erwachsen war, ging er nach Halle auf die Universität. Bald darauf erhielt der Vater die Nachricht, er habe sich erschossen. Der zweite Sohn studirte auch und wie durch einen Fluch des Schicksals getrieben, ließ er sich von seinem Vater nicht abhalten, nach Halle zu gehen, wo seine Mutter wohnte. Nach einem Jahre kehrte er nach Berlin mit unbesiegbarer Schwermuth

zurück. Vergebens drang lange der Vater in ihn, zu sagen woran er leide. Endlich gestand er dem Vater, er könne seine Güte nicht länger ertragen, er verdiene sie nicht, er sei nicht sein Vater. Die Mutter in Halle habe ihm gesagt, daß sie alle von einem andern Vater wären. Meyer suchte ihn zu beruhigen, indem er ganz fest überzeugt, die Kinder der Händel seien von ihm. Der Sohn ließ sich aber nicht enttäuschen, blieb schwehrmüthig und erschoß sich endlich. Als die Händel Nachricht von dessen Tode bekam, schrieb sie dem Meyer: jezt sei ihre Rache voll. Sie habe die beiden Söhne, sie in Verzweiflung zu stürzen, glauben gemacht, sie hätten einen anderen Vater; ihm aber, seinen Schmerz zu vergrößern, wolle sie in Wahrheit sagen, daß er wirklich der Vater von ihren Kindern gewesen. Seine fernere Bestrafung überließe sie dem Himmel. Der Dr. Meyer, sonst der schönste und blühendste Mann, kränkelt jezt elend dem Tode zu. — Adieu, Bärbelchen. Fühlst Du nun, wie es einem zu Muthe ist, wenn die lezte Seite des Briefes leer bleibt? Bessere Dich.

Dein Charles.

Nr. 10 erhalten Samstag d. 8. Merz.

---

9) Berlin Montag d. 10. Merz 1828.

Deine lezten Briefe, gute Seele, sind so gar lieb, daß ich Dir untreu geworden bin und über das Bärbelchen von jezt, das Bärbelchen von sonst vergessen habe. Die Uebel die Du hattest, haben mich nicht betrübt, Deine schnelle Genesung hat mich nicht lächeln gemacht, weder über das eine noch über das Andre erstaunte ich — ich fand das Alle so natürlich. Die Menschen haben immer auf gleiche Weise geliebt und gehaßt und nur in gleichgültigen Dingen haben sie sich unterschieden. Es war mir klar bewußt,

mein vieles und mein warmes Reden von der M. S. würde Dich unruhig machen, aber ich dachte: es ist nicht zu vermeiden und es wird vorübergehen. Einem Schlimmeren als ich bin hätte ein böser Dämon zugeflüstert: Wie! nicht zu vermeiden wäre es gewesen? Hättest Du nicht schweigen können? — mir wagte er nicht so etwas zu sagen. Doch hast Du freilich meine Bekenntnisse etwas mehr misdeutet als zu entschuldigen ist. Du hast vergessen, worüber ich mit Dir so oft gesprochen, daß ich seit einiger Zeit eine große Leidenschaft zur Menschenjagd gewonnen habe, daß ich begierig nach ihnen suche wie nach Gemählden, nach Bildwerken. Mein Geist und mein Herz haben vierzig Jahre Gedanken und Empfindungen gesammelt, aber das sind Landschaften, unbelebt, die Figuren mangeln und ich muß diese auch hineinzubringen suchen, wozu mir meine Reise Gelegenheit geben wird und wozu ich diese auch eigentlich unternommen. Nun tritt mir in der M. S. ein so höchst künstlerischer Stoff, ein so merkwürdig ausgesprochener Charakter entgegen. Ich sammele ihre Züge und wie könnte ich sie, zur einstigen Gestaltung anders befestigen, als indem ich Dir von ihr schreibe. Es ist Liebe zur Kunst, Bärbelchen, nichts als Liebe zur Kunst. Was sie überdies für mich so anziehend macht, sind ihre Tugenden, die sie mit Dir, und ihre Fehler, die sie mit mir gemein hat. Nie ist mir ein so unverschlossenes Frauenzimmer, ja kaum ein Mann solcher Offenheit vorgekommen. Was sie nicht sagt, blickt sie, was sie nicht blickt, seufzt sie, und was sie weder sagt, noch blickt, noch säufzt, das ist gewiß nicht in ihr. Ich glaube, sie könnte eine Liebe, die sie hegte, nicht eine Stunde verschweigen. Sie hat gewiß viele Feinde unter den Weibern, denn da diese alle die nehmlichen Geheimnisse haben, so verräth jede Unbesonnene, die ihre eigenen Geheimnisse bekennt, zugleich die ihrer

Schwestern. Die M. S. theilt jeden Eindruck, den sie empfangen, augenblicklich mit. Sie macht sich, wenn sie aus einer Gesellschaft kömmt, über alle Personen lustig die ihr misfallen, und da sie Witz hat muß sie sehr beleidigen, wenn ihre Äußerungen bekannt werden, wie dieses unvermeidlich ist. Ihre Schwester Julie ist eben so. Ich habe bei diesem und jenem angeklopft um zu hören was man von ihnen hält. Ich habe sie noch nicht loben hören. Wenn es geschah, vielleicht aus Rücksicht für mich, weil ich mein Wohlgefallen an ihnen aussprach, geschah es doch mit Einschränkung, mit Achselzucken — „man müsse sich über manches hinaussetzen," hieß es. Aber gestern hörte ich zum erstenmal ohne Rückhalt und leidenschaftlich gegen die M. S. eifern, und zwar von Robert und seiner Frau. Nun steht zwar dieses Paar in keinem großen Ansehen bei mir, indessen möchten doch die Thatsachen, die gegen die S. vorgekommen alle wahr seyn, nur daß Gutgesinnte wie ich, sie milder auslegen möchten. Ich will so viel wie möglich, mit Roberts und seiner Frau eigenen Worten erzählen, was ich gehört. „Die Heyse, nun, die lasse ich hingehen; aber mit der Mariane bleiben Sie mir nur weg. Das ist eine ewige Lüge, sie hat immer sich und andere belogen. Ich kenne sie von ihrem 9ten Jahre an. Sie ist immer eine Närrin gewesen. Bald hatte sie eine Tasse, (!) bald etwas Anderes in das sie verliebt gewesen. Sie ist eine Anempfindlerin. Von Marialva hatte sie geglaubt, er würde sie heirathen, ein dummer fader Mensch, der in Wien zwanzig Freudenmädchen die Ehe versprochen. Sie wurde katholisch. Jezt redet sie sich ein, sie wäre katholisch. Sie ist eine Proselitenmacherin, zieht junge Leute an, die sie bekehrt, wenigstens für den Katholizismus empfänglich macht. Neulich bei Mendelssohn hat sie kein Fleisch gegessen, weil Fasttag war. Mit der (Mademoiselle)

Mendelssohn hält sie Conventikel, und dieser nehme ich's noch mehr übel, als der Saling. Die Saling hat keinen Verstand, aber die Mendelssohn hat einen tiefsinnigen philosophischen Geist. Und sie ist doch auch nur katholisch geworden, weil sie sonst Sebastiani nicht ins Haus genommen hätte . . . Sie spricht immer von ihrem Wohlthun, von ihren Krankenbesuchen. So was muß man geheim halten. Es ist gerade, als wollte man auf der Straße laut ausrufen: ich bin verliebt, bin verliebt! Frau Robert: Haben Sie neulich gehört, wie Sie vom räudigen Schaaf gesprochen? O ich hätte ihr mögen . . . (dabei machte sie eine Bewegung mit dem Arme, die ausdrückte: ich hätte ihr mögen ins Gesicht schlagen.) Ich wollte ihr sagen: so werden die Juden auch gesprochen haben, als Sie katholisch geworden sind — aber mein Mann hat mich zurückgehalten." . . . So weit Roberts. Das räudige Schaaf habe ich selbst mit angehört. Ich sprach nehmlich vom katholischen Pfarrer Fell[65]) in Frankfurt, der protestantisch geworden und fragte, ob sie sein Büchelchen gelesen? Sie antwortete: Nein. Ich muß gestehen, daß ich den Fell immer als einen ordentlichen Mann gekannt; aber — sie zuckte die Achseln, — was liegt an einem räudigen Schaafe? — Auch mit der Proselytenmacherei mag es seine Richtigkeit haben. Als ich einmal mit der Julie von der Demois. Mendelssohn sprach, und diese mir sagte sie sei eine Proselytenmacherin, sezte sie hinzu: Aber ich bitte Sie, sagen Sie das meiner Schwester nicht wieder. Zu dieser Anklage mußte ich noch hinzusetzen, daß die M. S. gern gefällt, daß sie, mit welchem Manne sie sich auch unterhalte, ihr Lächlen so bezaubernd als möglich zu machen sucht, was gewiß sehr unrecht ist. Sie sollte es mit mir nur allein so machen. Übrigens kunstliebe ich sie doch, trotz ihrer Fehler; Dich aber mein

Bärbelchen naturliebe ich mit ganzer Seele. Darum werde nicht eifersüchtig, wenn ich oft von ihr spreche und bedenke, daß es sehr verschieden ist, ob man etwas auf oder in dem Herzen habe, von dem man sich durch Mittheilung frei zu machen sucht. Du bist viel edler als jene. Du weißt kaum etwas von Deinen herrlichen Eigenschaften, jene aber kennt die ihren und stellt sie hervor. — Jean Paul's Wittwe habe ich besucht. Als sie gleich bei meinem Eintreten, mit mir von meiner herrlichen Rede auf Jean Paul, von meiner „Anhänglichkeit für den Geist" ihres Mannes zu reden anfing, glaubte ich, ihre Stimme wäre gerührt und ihre Augen schwämmen in Thränen. Bald aber gewahrte ich, daß ihre Stimme schwanke von zu schnellem Laufen, und daß ihre glühende Kohlenaugen immer naß sind. Eine solche Plapplies ist mir noch nicht vorgekommen. Als ich die hundert Millionen Worte berechnete, die diese Schwätzerin während einer 30jährigen Ehe ihrem Manne vorgeplaudert hat, kam mir Jean Pauls Tod gar nicht so unglücklich vor. Sie spricht lauter unnützes Zeug, verbrauchte Sentenzen aus dem vorigen Jahrhunderte und aus dem Titan. Aber sie spricht von den 60 Bänden ihres Mannes herab, die ihr zum Piedestal dienen, mit großer Zuversicht. Sie hat eine aufgeworfene Nase und mag in ihrer Jugend eine muntere neckische Brünette gewesen seyn. Mich ließ sie während einer halben Stunde gar nicht zu Worte kommen; keine Zehen Worte gönnte sie mir. Ich war recht froh, als ich die Schwätzerin hinter mir hatte. — Es hat mir jemand anvertraut, die hiesige Regierung wolle eine offizielle Theaterzeitung stiften, um dem irre geführten Geschmacke des Publikums eine bessere Richtung zu geben, und man denke an mich als Redacteur. Ich habe den Jemand ausgelacht, und gesagt, ich sei gar nicht der Mann zu so etwas und er möge

das nur in meinem Namen erklären. Ist das nicht närrisch — eine ministerielle Theaterkritik? Ein Auftrag an Dr. Reis. Der Professor Casper[67]) hier, ließe den Dr. Mappes[68]) in Frankfurt dringend bitten, ihm doch die fortgesezte Anzeige des Sieboldschen Journals, so bald als möglich zu schicken. Wenn er aber nicht könne oder möge, es ihm doch gleich wissen lassen, damit er diese Arbeit einem andern übertrage. Bitte, diesen Auftrag ja gleich zu besorgen. — Nach Frankfurt möchte ich nicht gern kommen. Ich mahle mir das so schön aus, wenn wir uns in der schönsten Frühlingszeit am Rheine wieder sähen, und den Rhein zum Aufenthalte zu wählen, würde doch wegen Ems das schönste seyn. Und Sie gingen voraus und richteten alles ein und empfingen Ihren ehemaligen Sklaven und zukünftigen Gebieter. Godesberg wäre am besten. Aber mit wem sollen Sie reisen? Müssen Sie ein Frauenzimmer mitnehmen? Mit meiner Reise nach Hamburg muß ich auf jeden Fall warten, bis die Jahreszeit gelinder wird. Denn Hamburger haben mir gesagt, es bleibe dort lange kalt. Spätestens werde ich den 15. April von hier abreisen. Dann rechne ich 4 Wochen für Hamburg, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Kassel. Über Gießen, Wetzlar und Ems (wo ich mir einstweilen Logis bestelle) an den Rhein.*) — — — — — — — — Am 15. Mai wäre ich bei Dir. Empfehlungen nach Hamburg werde ich vollauf bekommen. Von Koppenhagen stehe ich ab, weil man mir sagte, daß vor dem Juni diese Seereise nicht angenehm wäre. Ich werde in Cuxhaven, 15 Meilen von Hamburg, die See erblicken. Wenn mir Zeit übrig bleibt, gehe ich auch nach Lübeck und Bremen. Die Wege von hier nach Hamburg sind

*) Hier ist im Original eine Stelle unleserlich gemacht.

uninteressant und schlecht. Keine Chaussee. Ich weiß noch nicht, wie ich hinkomme. Wahrscheinlich mit dem Postwagen und Nachts liegen bleiben. — Diesen einliegenden Brief an Dr. Stiebel habe ich offen gelassen, weil Sie doch die Neugierde geplagt hätte, ihn zu lesen. Versiegeln Sie ihn, und wenn die Oblate trocken geworden, besorgen Sie ihn in Stiebels Haus. Sollte er Ihnen die Antwort nicht gleich den andern Tag schicken, lassen Sie ihn doch durch Ochs daran erinnern. Es wäre doch schön, wenn ich mit geheilten Ohren zurückkehrte. — Die Thüre an meinem Schlafzimmer hat ein Held der Dir gleicht, machen lassen. Zwei Schlösser und drei Riegeln, so daß die Thüre nach aussen einmal und nach innen fünf Mal verschlossen werden kann. Außerdem ist inwendig eine Art Glockenspiel angebracht, das ertönt, sobald jemand die Thüre öffnet. Eine für mich sehr wohlthätige Einrichtung; denn da man durch das Schlafzimmer geht, um in meine Wohnstube zu kommen, so würde ich ohne den Glockenklang nicht hören, wenn jemand kömmt und es würde mir leicht etwas gestohlen werden. Man hat sich hier sehr vor Dieben zu hüten, und die Leute verwahren sich auf eine auffallende Weise. In angesehenen Häusern klingelt man dem Bedienten, und dann öffnet er mit einem Schlüssel das Zimmer worin die Herrschaft ist, so daß diese immer eingeschlossen bleibt, und nur von innen aufmachen kann. Nun denke Dir, wie süß mir der liebe Glockenklang tönt, wenn er mir den Briefträger meldet, dessen Viertelstunde ich fast berechnen kann. So gut verwahrt ist mir noch nichts gestohlen worden, als . . . errathe was? Es ist eine Million werth. Doch hoffe ich, es bei Dir wieder zu finden. — Gestern war ich bei einem Buchhändler Schlesinger[69]) eingeladen, dem Vater desjenigen, der in Paris eine Musikhandlung hat. Ein einaugiger, ekelhafter

Kerl und ich schlug die Einladung ab. Nun hörte ich heute Hegel, Spontini und andere interessante Leute hätten da gegessen. Da that es mir Leid. Ich werde keine Einladung mehr abweisen; die Menschen der verschiedensten Art sind hier so vermischt, daß man sie oft an Orten findet, wo man sie nicht erwartet. Ich werde diese Woche irgendwo bei Tische den Fouqué finden, der mich höchlich interessirt. — Hier besteht eine Sonntagsgesellschaft[70]) von Gelehrten, die sich „der Sonntagsgesellschaft" nennt und druckt, um merklich zu machen, daß sie am Sonntage, nicht aber der Sängerin Sontag wegen zusammenkomme, welches man vielleicht glauben könnte, wenn sie sich sprachrichtig die Sonntagsgesellschaft nennte. Welche Pedanterie! — Bitten Sie den Reinganum, er möchte sich doch einmal auf dem Stadtgericht vertraulich erkundigen, was sie wegen meines Prozesses beschlossen. — Die Julie Saling hat sich in aller Schnelligkeit meine Wage, Zeitschwingen, die sie in Frankfurt zurückgelassen, verschrieben. Mütterchen, conservire Dich so gut, wie meine alte Wage. Der wird hier noch die Cour gemacht, als wäre sie ein junges Mädchen. Die alte Schachtel hat Glück. Ich war unterdessen bei Hitzig gewesen. Er sprach mit mir von der Sammlung meiner Schriften, aber auf Subscribentensammeln kam er nicht zurück und ich fand es nicht passend davon zu sprechen. Die Werke hier drucken zu lassen, davon räth mir hier jeder selbst ab, wegen der Zensur. Ich habe also jezt nur noch in Hamburg zu versuchen, ob mir ein Buchhändler mehr als Cotta dafür bietet. — Wie traurig ist es doch, wenn Leute von Stande, und anscheinend behaglicher Lage, im Stillen Mangel leiden, und Unterstützung so wenig fordern dürfen, als man sie ihnen schicklicher Weise anbieten darf. In dieser Lage befindet sich die Staatsräthin Uhden, eine wackere Frau, von der ich Ihnen schon geschrieben

habe. Ihr Mann hat ein Paar tausend Thaler Gehalt, aber das reicht nicht aus, und sie müssen sich so einschränken, daß sie keinem ein Glas Wasser anbieten können. Was sie nehmlich in so große Verlegenheit sezt sind die großen Ausgaben, welche ihr die schon Jahre lang dauernde Krankheit einer Tochter verursachen. Ein elendes verwachsenes Geschöpf, das immerfort Krämpfe hat, und wenn die Krämpfe periodisch aufhören, tritt der schrecklichste Wahnsinn ein, der dann wieder den Krämpfen Platz macht. So wechseln diese beiden Übel mit einander. Die Uhden hat dieses Mädchen, obzwar nur ihre Stieftochter, leidenschaftlich lieb. Wie traurig ist es nun zu hören, wenn die Uhden ihren vertrauten Freunden klagt, wie viele Kosten ihr dieses Mädchen, das nicht zu heilen ist und nicht sterben kann, oft in einer Nacht verursacht! So viel für einen Wagen den Arzt zu holen, so viel für Blutigel, soviel für ein Bad. Oft zehen Thaler in einer Nacht. Da haben es doch wahrlich entschieden arme Leute die sich im Spital behandeln lassen, weit besser. — Haben Sie nicht gehört, ob meine Mutter bald wieder nach Frankfurt kömt? — Was macht Pfarrer Kirchner?[70a]) — Hier sagt jedermann Lieber, besonders die Damen. Ich heiße lieber Börne, lieber Doctor Börne, und wenn man sich trifft giebt man sich die Hand. Das Handküssen ist seit 20 Jahren sehr aus der Mode gekommen. Sie vergessen doch nicht vom lieben Börne alles zu grüßen? — Fragen Sie doch auch den Dr. Reis um seine Meinung wegen der Russischen Bäder.[71]). — Dienstag d. 11. Merz. Erhalten Nr. 11.

So lang, so lang, hab' i mei Schatz nit gesehe!

---

10) Berlin, Donnerstg d. 13. Merz 1828.

Was habe ich Dir getan Jeanette, daß Du mir heute nicht geschrieben? Der süße Klang meiner Thürglocke brachte mir keinen Brief. Ich habe einen Festtag verlohren. Der Puls meines Lebens ging bis jezt so regelmäßig, was hat ihn in Unordnung gebracht? Ich glaube, meine Sünden sind Schuld daran. Ach, liebe Mutter, ich habe mich schlecht aufgeführt, ich wage es Dir kaum zu gestehen. Erstens, habe ich mir gestern mit der Pfeife ein großes Loch in den Schlafrock gebrannt, aber ein ganz großes grade in der Bordüre, durch und durch, man kann eine Hand durchstecken. Zweitens — kannst Du mir vergeben? Ich habe mir 6 Halstücher stehlen lassen. Das hat kein anderer gethan als mein Spitzbube von Bedienten, dem ich unbewacht, den Schlüssel zu meiner Commode anvertraute, die im Nebenzimmer steht. Ich will von nun an vorsichtiger seyn. Aber mir darum nicht zu schreiben, die Strafe ist zu grausam! — Ich hatte mir in mein Taschenbuch, den Geburtstag der Marie Kramm,[72]) den 13. Merz notirt, ich wollte ihr an dem Tage eine Aufmerksamkeit bezeugen, aber mein Portrait hat das schon abgemacht. Nun fand ich heute in einem hiesigen Blatte,[73]) ein Gedichtchen an eine Louise, an ihrem Geburtstage d. 13. Merz. Da es auch für eine Marie paßt, habe ich es ausgeschrieben und hier beigelegt. Geben Sie es ihr und sagen Sie, ich hätte das Gedicht für sie gemacht. — Heute habe ich des Bildhauers Rauch Monument für die Königin Louise[74]) gesehen, wohin seit einigen Wochen ganz Berlin strömt. Rauch hat zehen Jahre ganz im Geheim daran gearbeitet. Als er es kürzlich fertig hatte, ließ er den König kommen und zeigte es ihm. Dieser war so bewegt, daß er ohne dem Künstler ein Wort zu sagen, wieder fort ging. Man bewundert dieses Bildwerk. Der Kopf der

Königin soll sehr ähnlich seyn, und diese Königin wird als eine Heilige verehrt, weil sie gestorben an den Leiden ihrer Zeit, für eine bessere also. Aber mir misfiel es sehr. Die Königin liegt auf einem Ruhebette ausgestreckt. Schläft sie, oder ist sie todt? man weiß es nicht, und dieser Zweifel in dem wunderschönen Kopfe ist vortrefflich ausgedrückt. Aber die Lage des übrigen Theils des Körpers ist nicht gut. Die Beine so unedel über einander gelegt, die Drapperie so kokett, so Ballettänzerartig, und das Ganze überhaupt so weich wie Butter. Am meisten amüsierte mich das Geschnatter der umstehenden Zuschauerinnen, besonders der Alten, die gleichzeitig mit der Königin Louise jung gewesen. — Ich komme aus einem Conzerte,[75]) das eine Sängerin im Saale des Schauspielhauses gegeben. Der Saal ist zauberisch schön. Eine höchst sinnige Vereinigung von Pracht und Zierlichkeit und von Reichthum und Geschmack. Weißer Marmor und Gold und Grün und Rot und Säulen und die Gallerie, Nebenzimmer, in Nischen die Büsten aller dramatischen Dichter und Tonkünstler und Schauspieler die sich berühmt gemacht, es ist alles wundervoll, und ich habe noch auf keinem Theater einen gemahlten, einen Dekorations-Saal gesehen, der so mahlerisch gewesen als dieser wirkliche ist. Er mußte auch mich entschädigen für das langweilige Conzert, wohin mich Mad. Mendelssohn geführt hatte. Da hätten Sie auf drei neben einander stehenden Stühlen drei große Männer ihrer Zeit sehen können: den Komponist Meyer Beer, Spontini, und den deutschen Fielding, den berühmten Dr. Börne, dem heute außer 6 Halstücher, auch noch ein paar schwarze Beinkleider und eine Weste gestohlen worden ... das Geheimnis ist heraus, die Brust ist frei. O zürne nicht, himmlisches Herz, ich will es nicht mehr thun, nie mehr. — Lindenau wird Sonntag Abend von hier abreisen und

Mittwoch Abend in Frankfurt seyn. Ich werde ihm keinen Brief mitgeben, aber die versprochenen Sonette Deines Hans an Mad. Robert. Nicht wahr, ich habe Dir Deinen Hans versalzen? — Freitag d. 14. Merz. — Ach der schöne dicke Brief! Du wirst aber schlecht dafür belohnt werden. Mein heutiger wird kurz werden. Ich war gestern so verstimmt, daß ich keine Lust hatte zum Schreiben, und heute habe ich keine Zeit. O du stolze Patriotin! frage Deine Mutter, frage Dich selbst was Birmanen ist. Und wenn Du's weißt, woher weißt Du es? Von mir. Du hast Füße unterm Tische der Gelehrsamkeit. — Warum hast Du denn das Dampfschiff nicht auch von innen gesehen? Hättest Du denn jezt Mut Dich hinein zu setzen? Ich las heute in der Berliner Zeitung: Das Frankfurter Dampfschiff sei inwendig nicht so elegant als die Andern. — Sei nicht bös Bärbelchen, daß dieser Brief so kurz. Der nächste soll um so größer werden.

Empfangen Nr. 12.

Dein Charles.

---

11) Berlin Sonntag d. 16. Merz 1828.

Ich mag doch den Lindenau nicht ziehen lassen, ohne ihm einige Zeilen mitzugeben. Ich thue es ungern, darin bin ich ängstlich, der Post traue ich mehr. Tausend und tausend Grüße. Für die Kürze des lezten Briefes gebe ich Entschädigung. Ich lege die Sonette des Heine an Robert bei. Welch' ein Hans! Lassen Sie sich von Lindenau erzählen was er von mir weiß, er weiß aber nicht viel. Sollte er diesen Vormittag noch zu mir kommen, zeige ich ihm das große neue merkwürdige Loch in meinem Schlafrock, damit er Ihnen eine Beschreibung davon mache. Adieu. B.

---

12) Berlin. Montag d. 17. Merz 1828.

Was hast Du mir für einen vernünftigen Brief geschrieben! Voll Sie's und Verdrüslichkeiten. Er ist zum Einschläfern vernünftig. Und ich war durch die Erwähnung des Reinganums Prozeß grade in die rechte Stimmung gegen die — — —*) gekommen.**) — — — — — — — — Wenn ich Dich zum Nachdenken aufgefordert, so meinte ich gar nicht unsere Sache, die ich für ausgemacht ansah, sondern nur den Ort unseres vorläufigen Zusammenkommens, wo wir die Ausführung des Plans besprechen wollten. Hätte ich das Berathen des Zimmern[76]) für zweckmäßig gefunden, hätte ich ihn bei meiner Herreise schon besucht, wo ich nahe an seinem Orte vorbeikam. Von Hamburg aus liegt es ganz ab, und es wäre eine eigene große Reise dahin. Reinganum hat es, ich weiß nicht ob mir, oder Ihnen selbst schon gesagt, daß Zimmern in der Sache nichts thun kann; denn wollte man es ja durchsetzen, daß Christen und Juden sich heirathen, müsse man im Weimarschen Bürger werden. Zimmern kann höchstens nützen, um für unsere Persönlichkeit zu haften, wenn wir etwa andere, sonst zum Heirathen erforderliche Förmlichkeiten nicht erfüllen könnten. Das können wir aber an jedem andern Orte auch erreichen, wo wir Bekannte haben. Die Herz ist sehr dagegen, daß Du eine Jüdin bleiben solleſt. Sie sagt, das wäre ein gezwungenes Verhältnis, das gar nicht nütze; wenn Sie Ihrer Mutter das Heiraten verheimlichten, könnten Sie das Taufen auch verschweigen. Die einzige Schwierigkeit finde ich nur darin, daß wir die verschiedenen Bescheinigungen umgehen, die man gewöhnlich von seiner

*) Hier sind zwei Worte unleserlich gemacht.
**) Hier sind fünf Zeilen im Original unleserlich gemacht.

eigenen Regierung beibringen muß, wenn man im Auslande heirathet. Und diese zu umgehen ist uns nothwendig, weil sonst in Frankfurt die Sache nicht verschwiegen bliebe. Ich werde mich hier erkundigen, wie streng oder nachsichtig man in diesem Punkte im Preußischen sei, besonders wenn es eine mündige Dame betrifft, die 1783 gebohren. Also ist es ausgemacht, daß Du mit der Auguste zusammenkommst? Nun, ich habe nichts dagegen, nur daß Du besonnen bleibst, und Dich in keine unabänderliche Verhältnisse einlassest. Aber am Rheine oder in dessen Nähe muß es seyn. Wenn ich nur ohngefähr wüßte, wie bald Du Dich mit der Guste ansiedeln wirst, daß ich meine Reise darnach einrichten. Ich sehne mich sehr nach Dir und ich werde, so bald Du Frankfurt verlässest Dir folgen und sollte ich auch die ganze Hamburger Reise darüber aufgeben. Aber, da fällt mir bei — wird denn der Guste Sommeraufenthalt nicht bedingt werden durch ihre Eltern? Daß sie nehmlich, um in deren Nähe zu bleiben, sich einen unangenehmen Aufenthalt wählt, etwa Darmstadt, Aschaffenburg? Das wäre doch traurig! Doch auch in dieser Beziehung wäre der Rhein zu wählen, da man mit dem Dampfschiffe jezt in wenigen Stunden von Frankfurt hinkommen kann. Nach Deinem Briefe zu urtheilen, hast Du Schmidt mit großer Gleichgültigkeit wieder gesehen. Ist das schön, gegen alte Freunde so zu erkalten? Nein, das ist nicht schön. Nicht einmal von seinem Gesundheitszustande hast Du mir ein Wort geschrieben. Wenn es dem Schmidt und der Auguste in Berlin gefallen, warum sind sie nicht hier geblieben? Mir gefällt es hier ungemein gut, und ich bin überzeugt, daß es Dir auch gefallen würde. Man macht sich bei uns von den Berlinern eine falsche Vorstellung, man hält sie für übergebildete, glatte, herzlose, verschrobene Menschen. Dieses

ist gerade das Gegenteil. Sie sind die einfachsten, bescheidensten, herzlichsten Menschen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel aller Bildung, viel mehr Ostentation, viel mehr Falschheit und Verschrobenheit als hier. Der Luxus ist weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und sie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier schon ganz unbefangen von ihrer ökonomischen Lage sprechen hören, und wie sie dies und jenes unterlassen müssen aus Mangel an Geld. Für Gelehrte ist übrigens Berlin ein kleines Eldorado. Sie werden respektirt und gefüttert, sie können alle Tage zu Gaste gehen. Mit Paris ist nicht ausführbar, nicht für Schmidt, nicht für uns und nicht für uns zusammen. Für Schmidt nicht, weil er durchaus die Charlatanerie und das savoir vivre nicht hat, ohne welches man in Paris kein Glück macht. Für uns nicht, weil uns Geld fehlt. Für uns zusammen nicht, weil Paris, bei unserer Aller häuslichem Sinne, bei seiner ungeheuren Größe und seiner Fremde für uns ein Dorf wäre, in dem wir, wie in einer Einsamkeit, einer auf des andern Umgang angewiesen wären, so daß wir von einander abhingen. In Berlin wäre dieses minder lästig, da jeder leichter seinen eigenen Kreis suchte. Doch ist unser Zusammenleben überall, und ob es räthlich sei, wohl zu bedenken. Gott weiß es, daß ich dabei auf mich gar keine Rücksicht nehme. Du wärest gern mit der Auguste zusammen, und was Deine Zufriedenheit vermehrt, vermehrt meine um doppelt so viel. Aber überlege, ob Dein all zu gutes, all zu schwaches Herz Verbindungen solcher Art nicht gefährlich machen, ob Du Dir nicht Sorgen zuziehst, die Du von Dir zu entfernen nie die Kraft hättest. Du wirst Schmidt's Familienverhältnisse kennen lernen, er-

fahren ob von ihnen mehr Freude als Leid zu erwarten. Dann prüfe Dich und beschließe was Du willst. — Was Du mit meinem Gelde machst ist mir Recht. Frage Sachverständige und thue was Du willst. Wem es anzuvertrauen ist noch zu überlegen. Speyer wäre unschicklich. Wer soll die Coupons besorgen? Aber ich begreife nicht, warum Du mit Deinem eigenen Gelde nicht ebenso verfahren willst. Deine Mutter braucht ja nicht zu wissen, daß Du es in Frankfurt zurücklassest. Du kannst ja sagen, Du hättest es mitgenommen. Es wäre ja auch nur für die erste Zeit, denn an dem Orte wo wir künftig lebten, würden wir auch natürlich unser Geld placiren.*) — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja wohl will ich Dachles[77]) lernen; ich meyne zu heirathen, wäre aller Dachles Anfang. Nach dem Schwehren ist das Übrige leicht. — Ach, was ist mir so angst vor Deinem nächsten Briefe, wo ich meine Bescherung wegen des verbrannten Schlafrocks und der gestohlenen Sachen bekommen werde. Warum ich offenherziger Narr Dir auch alles sagen muß! Ist das Liebe! Ach, die Liebe! Was sagst Du dazu, daß ich von neuem verliebt bin? Mit der Mariane S. ist es nichts mehr. Bei mir heißt es nicht blos: ein anderes Städtchen ein anderes Mädchen, sondern sogar: ein ander Stübchen, ein ander Liebchen. Neulich — es war ein milder Frühlingsabend und ich seufzte alte Seufzer — traf ich in einer großen Gesellschaft bei der Herz, ein Mädchen von edler Gestalt. Sie hatte eine römische Nase und Spanische Augen. Sie sehen und lieben war so verbunden wie wir — nehmlich unzertrennlich. Sie sprach so einfach, so herzlich, so freundlich. Und wer war die Holde? — Schillers Tochter![78])

*) Auch hier ist wieder eine Stelle unleserlich gemacht.

Ist das nicht romantisch? Aber der Teufel soll sie doch holen, und die ganze deutsche Nation mit ihr! Schillers Tochter hat kein Geld! Schillers Tochter kam nach Berlin um Hofdame bei einer Prinzessin zu werden! Schillers Tochter wurde nicht für würdig gehalten Hofdame zu werden und wurde abgewiesen! Schillers Tochter wollte eine Hofdame werden! . . Als 130 Jahre nach Corneilles Tod, Voltaire erfuhr, daß eine Ur-ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ er das Mädchen kommen, veranstaltete eine neue Ausgabe von Corneilles Werken, schrieb Noten dazu, und verschaffte dem Mädchen von dem französischen Volke eine jährliche Rente von 30000 fr. und stattete sie aus und verheiratete sie an einen Edelmann! Das sind Hunde! — In der nehmlichen Gesellschaft lernte ich den Bildhauer Rauch kennen.*) . . . [Frau Robert] Das ist eine Frau! Bei der kann man die Anatomie der Verhältnisse studieren. Als sie her kam, — ihr Ruf war ihr Courier, — haben sich die Damen gedreht und gewendet, ihr nicht zu nahe zu kommen. Aber sie hat es durchgesezt bei den Männern, und sie kömmt in die ersten besten Gesellschaften. Ich bin überzeugt, und ganz Berlin ist es, daß ihre Aufführung besser ist als ihr Ruf. Sie ist ihrem Manne treu aus Indolenz. Sie suchte nichts, als ihre Schönheit allgemein anerkannt zu sehen und hat dies erreicht. Aber eine so schmuzige Person im Hause ist mir noch nicht vorgekommen. Sie und der Mann, ein Paar Schweine sonder Gleichen. Sie hat keine Seele, und sie amüsiert mich nur, weil ich mich über sie lustig mache, ohne daß sie es merkt. Und so wie sie ist macht sie doch Gedichte, besonders in Schwäbischer

*) Eine hier folgende Stelle über Rauchs Tochter ist von mir ausgelassen.

Mundart, von ganz unbeschreiblicher Anmuth und Feinheit. Ich war ganz erstaunt darüber. Was doch ein Mensch nicht alle vereinigen kann! — Eine Frau von Bardeleben[79]) habe ich kennen gelernt, eine Dichterin. Sie hat Zähne wie ein Eber, und fletschte sie auf eine furchtbare Weise, als sie mir erzählte, wie sie vor fünf Jahren mein Bild entzückt, nehmlich das Houwaldsche.[80]) Aus Freude mich kennen zu lernen, hätte sie mich beinahe aufgeknackt. — Mit Fouqué habe ich zu Mittag gegessen. Ein rothbackiger, dicker, guter funfzigjähriger Preußischer Major mit grauem Schnurrbarte, ganz artig, ganz gewöhnlich. Vom Schimmel und von sonstigen Ritterpferden, die mehr Verstand haben als ein bürgerlicher Mensch schwieg er zwar bei Tische, doch sprach er von den Kreuzzügen, und meynte das Dichten sollte zünftig seyn, dann wäre es besser. Er ist auch ein Anbeter der Madame Robert. Was hat die für Thiere vor ihren leichten Wagen gespannt! Wenn ich nur begreifen könnte, warum diese Frau den Männern, besonders den betagten so gut gefällt. — Diese Woche erhielt ich eine Einladung zum Essen, wo auch Humbold hinkam. Ich war schon anderswo versprochen. Das hat mich sehr geärgert. Humbold soll ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter seyn, und in einem fort erzählen. Ich begegne ihm wohl noch. — Felix Mendelssohn hat eine Ouvertüre zu Shakespeares Sommernachtstraum komponiert, die ganz vortrefflich seyn soll. Nun hatten neulich die Eltern die große Freude zu erfahren, daß diese Ouvertüre in Stockholm, am Hofe mit vollem Orchester aufgeführt worden ist und so sehr gefallen hat, daß sie zweimal gespielt werden mußte. — Ich habe heute schon zwei artige Billets von Damen bekommen, eines von der Mariane S. und das andere von Madame Mendelssohn. Hätte ich sie nur gestern gehabt, hätte ich sie dem Lindenau mitgegeben.

Die M. S. hat unterdessen etwas in meinen Augen verlohren, und was sie verlohren, hat ihre Schwester Julie gewonnen. Aber es bleibe alles unter uns, so wohl Gutes als Böses. Die Mariane ist eitel, sehr eitel. Sie spricht von ihren Triumphen, von ihren wohlthätigen Handlungen mit allzugroßer Unbefangenheit. Vielleicht spricht sie mehr davon weil sie nichts verschweigen kann, als aus Prahlerei. Aber was ihren Charakter betrifft — rathe einmal, mit wem ich sie vergleiche? Du wirst Dich wundern — Sie ist der weibliche Sichel![81]) Nun, das ist so schlimm noch nicht; denn der Sichelsche Charakter bestand weniger in Fehlern, als in einer gewissen Mischung von Tugenden und Fehlern. Aber ich fürchte, ich fürchte, ich werde noch einmal die gute Dame mit einer Person vergleichen müssen, der ähnlich zu seyn, nicht schön und nicht ehrenvoll ist. Ich fürchte, sie hat etwas von der — Jettchen Sichel.*) Es ist unglaublich! Sie ist so unterhaltend, witzig, so gebildet, viel gebildeter als ihre Schwester, und doch eine Närrin! Und noch vor 8 Tagen habe ich den Robert, der mir dies sagte ausgelacht! Aber lache Du mich nur nicht aus, wegen meiner schlechten Menschenkenntnis. Ich habe es Dir vor meiner Abreise gesagt, daß ich die Leute schildern werde, wie sie mir erscheinen, und wenn sich meine Ansicht ändert, dieses ehrlich gestehen. Wahrhaftig die Fanny Ochs hatte auch recht, als sie mich eitel nannte. Ich habe mich gestern auf eine Eitelkeit ertappt, die merkwürdig ist. Ich, der ich so selten im Briefschreiben bin, und dies wahrlich eben so sehr aus Blödigkeit, als aus Trägheit und Unfreundlichkeit, und Prosa schreiben, das ich doch verstehe — ich ließ mich vom Teufel ver-

*) Auch hier sind einzelne Worte im Original gestrichen, so daß der Satz unverständlich ist.

suchen und überreiche der M. S. ein Gedicht! Ich dichten! Zu meiner Beschämung und Buße will ich es Dir mittheilen. Ich muß Dir aber zuvor den poetischen Unsinn erklären. Die S. war nehmlich auf Samstag Abend irgendwo eingeladen, wo ich sonst auch hinkomme, aber weil es ein Familienfest war, den Tag nicht gebeten wurde. Ich fragte sie, wie sie sich kleiden würde? Und sie sagte: in schwarz Atlas mit goldenen Ketten u. dergl. Da fingire ich nun folgendes. Aber werde nur nicht eifersüchtig, Bärbelchen! Du weißt wir Dichter lügen ganz entsezlich, ganz ungeheuer.[82])

Ich fühle das Wehen der seidnen Nacht,
Seh' wie Mondlicht Deinen Nacken strahlen
Und Männerblicke schleichen leise sacht —
Ach dürft' ich hehlen, was sie stahlen!

Blumendüft' aus Deinen Augen quellen, —
Dein Lächeln von Praxiteles gemeiselt —
Dein Kosen gleichet Purpurwellen
Im Abendroth auf stillem See gekreiselt.

Ring an Ring und Reiz an Reiz umkränzen
Deine holde zauberische Gestalt;
Ich sehe Sterne durch Thränen glänzen —
Fern ist der Himmel, nahe die Gewalt.

Ich fühl' der goldnen Kette Zug
Und darf nicht folgen ihrem Ruf.
Ach, gab es Schmerzen nicht genug,
Daß Gott noch diesen Schmerz erschuf?

Es gelang mir nicht, doch konnt' ich's wagen!
Mächt'ge Zauberin, es ist Dir gelungen;
Was sonst gefühlt, konnt' ich nur sagen —
Dies ist Dein Lied, Du hast Dich selbst besungen.

Das Gedicht wurde wohlgefällig aufgenommen, und zu den übrigen gelegt, die sie von Schlegel, Göthe, dem Könige von Baiern, und Andern besizt. Das war eben

die Eitelkeit, die mich verführte. Ach! Bärbelchen, was wirst Du an mir zu waschen haben, wenn ich wieder nach Hause komme. Ich stecke in Sünden über und über. Aber mein größtes Verbrechen bleibt doch der Diebstahl der Kleider und Wäsche. Darüber, fürchte ich, giebst Du mir keine Absolution. — Als ich heute zu einem jüdischen Tabackshändler kam, mir Taback zu kaufen und dieser durch einen gewissen Anlaß meinen Namen erfuhr, war der Mann ganz außer sich vor Freude, führte mich hinauf zu seinem Schwiegervater, zur Schwiegermutter, zur Frau, welche sämtlich meine sämtlichen Werke verehren. Die guten Leute regalirten mich mit einer Pfeife und mit Bier. Muhr heißt er und wohnt auf der Königstraße.[88]) Fragen Sie Lindenau, ob er ihn kenne? — Adieu unvergleichliches Bärbelchen. Du bleibst doch das schönste Gedicht, und das Gott selbst für mich gemacht. Zwar kommen ungereimte Stellen darin vor; aber so genau muß man es mit dem lieben Gott, der so etwas nur in den Feyerstunden zu seiner Erholung macht, nicht nehmen. Gruß an alle und besonders an Ihre Schwester Fanny. Aber der Fanny Ochs erzähle nichts von meiner Zerknirschung. Das würde sie gar zu stolz machen.

Dein Charles.

(Erhalten Nr. 13) Dienstag d. 18ten.

---

13) Berlin d. 21. Merz 1828. Freitag.

Als ich den Brief an Stiebel beilegte, fiel mir gar nicht ein, Du würdest, ehe Du ihn gelesen, einige Minuten in Angst schweben, ich wäre krank und melde dieses. Du hast mich daran erinnert, und ich habe lachen müssen, wenn ich mir lebhaft vorstellte, wie Du zwischen beiden Briefen

schwankteſt, welchen zuerſt zu leſen. Du biſt doch manchmal ein komiſches Äffchen, liebes Bärbelchen. Aber ich ſchwöre Dir bei Deinem Affenthum, daß ich das Bad nicht gebrauchen werde, auch wenn mir Stiebel es anrathen ſollte. Es eilt ja nicht, und ich werde ja hoffentlich noch länger taub bleiben. Aber bin ich nicht ein rechter Thor, daß ich, Willens mich zu verheirathen, mein Gehör zu verbeſſern ſuche? Übrigens iſt die Natur und Einrichtung des Bades anders als ich ſie mir vorgeſtellt, und ich hätte, wäre ſie mir früher ſo bekannt geweſen, weniger bedenklich angefragt. Ich dachte nehmlich, es wäre eine heftig geheizte Stube, und ich hatte Angſt davor, weil ſchon ein gewöhnlich zu warmes Zimmer mir übel macht. Es iſt aber nicht ſo. Es iſt ein großer Saal voll Dämpfe, die durch Aufgießen von kaltem Waſſer auf heiße Öfen hervorgebracht werden. Man legt ſich nakt auf eine Bank, und geräth augenblicklich in den ſtärkſten Schweis. Da man nun gleich transpirirt, geräth das Blut nicht in Unruhe wie in gewöhnlicher Stubenhitze. Ich glaube, Reis wird Ihnen eine andere Meinung von der Sache beibringen, wenn er deren Beſchaffenheit erfährt. Doch bleibt es bei meinem heiligen Verſprechen, ohne Deine Einwilligung nichts zu unternehmen. — Über die Taſſen mit meinem Bilde bin ich recht erſchrocken. Wenn nur der Bing den Verſtand gehabt hat, die Unterſchrift wegzulaſſen, und auch den Staatsmann. Wie häslich würde ſich das ausnehmen! Kommen denn die Taſſen bald an? Sollte dieſes der Fall ſeyn, und ſollten ſowohl die Taſſen als die Bildniſſe ſchön ſeyn, dann bitte ich Dich mir doch zwei hierherzuſchicken, durch den Eilwagen. Jedoch nur, wenn ſie im Anfange Aprils hier ſeyn könnten. Ich würde einigen Freundinnen damit ein ſehr willkommenes Geſchenk machen. Der Bing würde ſie gehörig verpacken, und Lindenau die Verſendung auf

dem Eilwagen besorgen. Ich möchte auch gar zu gern ein Paar von meinen Portraits hier haben, aber *ohne Unterschrift*. Wenn Oppenheimer gute Abdrücke davon hat, schicke mir doch 2 davon her für meine Kebsfreundinnen. — Meinen Reiseplan nach Hamburg habe ich große Lust aufzugeben und gegen einen andern zu vertauschen. Das Wetter ist schlecht, wie gewöhnlich und überall im Merz und April, der Weg nach Hamburg eine Wüste, und ohne Chaussee. Ich würde mit einem Hauderer sechs Tage brauchen. Die Witterung in Hamburg soll erst spät angenehm werden und alle Welt frägt mich, was machen Sie in Hamburg? Ich will dem Frühling lieber entgegenreisen als mich von ihm entfernen. Darum bin ich willens von hier nach Dresden, und von dort südlich nach Nürnberg, Bayreuth, Bamberg, Würzburg zu reisen, Gegenden, die ich noch nicht gesehen, und die sehr interessant sind. Stimmst Du damit ein? — Es ist aber mit Dir auch gar nichts zu machen. Ich dachte, wenn ich Dir erzählte, daß mir andere Leute auch gefiehlen, das würde Dich eifersüchtig machen; ich dachte wenn ich Dir erzählte, daß ich anderen Leuten gefiehle, das würde Dich stolz machen. Aber Du bist weder eifersüchtig noch stolz geworden. Du bist Deiner Sache gar zu gewiß, und das macht *mich* stolz. Du hast aber auch recht. Jezt, nach so manchen interessanten weiblichen Bekanntschaften, jezt erst habe ich Dich gewählt. Du bist die unvergleichlichste, die liebenswürdigste, die beste Deines Geschlechts. Was bin ich so glücklich, daß Du mir geworden, was so glücklich, daß mir keine andere geworden! — Willst Du Dir im Ernste einen Bronze-Schmuck kaufen? Du wirst doch meinen Stand nicht so herabsetzen wollen? Ich fange an und werde ein Narr und sehe die hiesigen Merkwürdigkeiten, Museen, Dioramen, Gemahlden. Es macht mir schreckliche Lange-

weile.*) — Ich schicke Dir das Verzeichnis meiner Schulden. Fordere die Rechnungen (nur von Sauerländer nicht) und bezahle sie mit dem Gelde, das Du hast. Wenn es nicht zureicht, laß Dir von Samuel geben. Schreibe mir dann genau, wie viel Du ausbezahlt. — Ich habe heute weder Stoff noch Zeit das Papier auszufüllen. Begnüge Dich damit und mit dem Herzen

Deines treuen Charles, geb. Jeanette.

(Nr. 14 erhalten)

---

14) Berlin, Montag d. 24. Merz 1828.

Liebes Bärbelchen, lieber Engel, Satan, ist denn Dein Bischen Verstand auch weg, seit ich fort bin? Ich glaube es fast. Wer macht denn so ein Mordspektakel um ein Paar Beinkleider, oder, wie Mad. Robert sich richtiger ausdrückt, um ein Paar Hosen? Schämst Du Dich denn gar nicht? Gefaßt war ich auf Knurren, auf Zank, auf Ohrfeigen, aber daß Du eine solche Tragödie daraus machen würdest, das hätte ich nie erwartet. Was ist's denn weiter? In Berlin ist das Stehlen üblich und jeder giebt genau acht. Ich gab nicht acht und wurde darum bestohlen. Es wird nicht mehr geschehen. Die Kleider hat wahrscheinlich der Barbier mitgenommen, als er durch mein Schlafzimmer ging, wo sie auf dem Sopha lagen, und er war noch so ehrlich den Rock liegen zu lassen. Die Halstücher wird sich wohl mein Bedienter angeeignet haben, da ich ihm den Schlüssel zu meiner Commode anvertraute. Aber man muß keinem Unrecht thun — ich

---

*) Nur die Worte von „Ich — Langeweile" waren in den Nachgelassenen Schriften als Schluß des vorhergehenden Briefes gedruckt, sonst war der ganze Brief ausgelassen.

hatte von 6 Halstüchern gesprochen, es waren aber 7, die der Mensch genommen. Den Barbier habe ich abgeschafft, weil er ohnedies nicht zur rechten Zeit kam. Den Bedienten habe ich beibehalten. Wozu ihn wegschicken und einen neuen nehmen? Damit dieser neue von vorn anfange? Die Bedienten stehlen hier alle und man muß ihnen auf die Finger sehen. Mein Bedienter ist nicht blos bei Robert, sondern auch noch bei anderen ordentlichen Leuten meiner Bekanntschaft im Dienste. Übrigens ist er nicht den ganzen Tag um mir, sondern er kömmt nur des Morgens meine Kleider zu reinigen. Wird denn in Frankfurt nie gestohlen? Die Saalings haben vor einigen Tagen von ihrer Schwester in Frankfurt die Nachricht erhalten, daß die mit einem Male 6 Domestiken weggeschickt, die sie alle bestohlen. Ein Hausknecht habe nächtlichen Spuk veranstaltet, um zu stehlen, und sie hätten darum mehrere Nächte Polizei bei sich versteckt gehabt. O Satan! wozu Dein Lärmen? Wozu Dein Jammern? Aber gestehe nur, Du hast Furcht, der Schnurrbart murkst mich ab! Du bleibst das alte Bärbelchen, an Dir ist Hopfen und Malz verlohren. Da brauche ich den Reinganum dazu, um zu wissen, daß ich nicht klagen soll bei der Polizei! Geh in Dich Satan, bessere Dich, gefallener Engel! Deine Instruction wie ich mich nach den Verhältnissen meines Bedienten erkundigen soll, ist ein Muster von Polizeiklugheit. Du solltest Polizeikommissärin werden. — Wie bin ich begierig auf Deine nächsten Briefe, um zu erfahren, was Du mit Schmidt, wegen des Zusammenkommens mit Guste verabredet hast. Wenn es nur bald geschieht, daß ich Dich bald wiedersähe. Ach, so lang, so lang! Es sind schon über 6 Wochen. Was werde ich aber Schläge von der Mama bekommen, wegen der Hosen! Ich habe mir von der Herz 6 neue Halstücher kaufen lassen. Man hat

hier große Magazine von fertiger Wäsche, wo man alles so gut und billig kauft, als ließe man es selbst machen. Überhaupt kann man hier alles haben wie in Frankfurt. Die Läden sind schöner und eleganter als bei uns. — Gestern habe ich endlich Humbold kennen gelernt. Er kam Abends zu Mendelssohn. Er spricht unaufhörlich und sehr angenehm. Die ganze Gesellschaft, aus mehr als 30 Personen bestehend, Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn, und hörten ihm zu. Das scheint er gewohnt zu seyn. Er fällt sehr strenge und scharfe Urtheile. Besonders über den Schlegel[84]) in Bonn macht er sich unaufhörlich lustig, sowohl in Gesellschaften als in seinen Vorlesungen. Schlegel hat vor wenigen Tagen hier eine Broschüre[85]) drucken lassen, worin er sich gar zu lang und breit gegen die kurze Anschuldigung seines Hanges zum Katholizismus, den neulich ein französisches Blatt enthielt, vertheidigte. Das nahm Humbold zum Thema einer halbstündigen Satyre, die sehr ergötzlich war. Ich saß neben ihm und er fragte mich, wie sich Madame Wohl befinde? Ich sagte ihm: die ist jezt in großer Trauer, weil ihrem Schatze ein Paar Hosen gestohlen worden. Ja, bemerkte er, das ist aber auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er mir eine Geschichte wie ihm einst in Peru ein Paar Hosen gestohlen worden, von einem Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er sich beim Könige von Spanien darüber beklagt und wie dieser ihn ausgelacht habe. Von 9 bis 11 Uhr sprach er in einem fort, so daß schicklicher Weise ein Anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel mir fast nicht. — Gestern Abend[86]) ist Julie Saaling mit einem Sohne niedergekommen, mit einer Leichtigkeit als hätte sie schon zehn Kinder gehabt. Sie hatte sich um einen Monat verrechnet, und wir hatten uns verabredet den Abend zusammen ins Theater zu gehen. — Die Prinzessin Karl[87]),

Gemahlin des Sohns des Königs, ist vor einigen Tagen auch mit einem Prinzen niedergekommen. Das ist der muthmasliche Thronerbe, weil der Kronprinz keine Kinder hat. Merkwürdig dabei ist, (und darum schreibe ich es Ihnen) daß die Prinzessin eine getaufte Jüdin zur Kinderfrau genommen. So weit ließ sich auch keine Frankfurter Kaufmannsfrau herab, eine getaufte Jüdin zur Wärterin zu nehmen! — Gestern sah ich eine neue Oper von Cherubini, Abenceragen.[88]) Sehr schöne Musik. Aber das Vergnügen wird einem verleidet durch die unendliche Ballette. In den Zwischenakten begegnete ich dem Dr. Levitta aus Mainz, der wegen Geschäfte auf 14 Tage hier ist. — Die jüngere Tochter Mendelssohns,[89]) ein schönes, munteres, gutes und sehr einfaches Mädchen lernt schon seit ihrem 11. Jahre griechisch und liest die schwehrsten Klassiker. Sie wohnte dem Unterrichte ihres Bruders Felix bei, und bekam Lust zur Sache. Dieser Felix ist auch allseitig gebildet. Neulich führte er mich im Naturhistorischen Museum umher, und erklärte mir alles so schön wie es nur ein Professor könnte. Wenn hier die Leute wüßten was ich für ein Ignorant Ihin! Zum Glück ahndet das Keiner. — Die Herz ist eine sonderbare Frau! Sie hat unglaublich wenig Geld, und weiß doch durch eine kluge Oekonomie, sich so einzurichten, daß sie viele Wohlthaten üben, und ihrem Hauswesen einen Schein von Behaglichkeit geben kann. Neulich hatte sie eine Soiree, wobei Gesandten, Minister, sogar eine Prinzessin war. In Frankfurt hat man keine Vorstellung davon, wie eine Prinzessin zwei enge Treppen, zu einer getauften Jüdin, die keine 1000 Gulden Einkommen hat, hinaufkriechen mag, um eine Tasse Thee und ein Stückchen Wurst zu verzehren! Zur Mariane Saaling kam neulich des Vormittags ein Herzog von Mecklenburg, blieb über eine Stunde da, und sie strickte

dabei, als wäre es ein Anderer. An der Herz habe ich einen merkwürdigen Charakter-Zug oder vielmehr Geistes-Zug wahrgenommen, den ich noch bei keinem anderen Menschen beobachtet. Etwas Dummes begreift sie gar nicht! Wenn einer etwas Dummes sagt oder thut, wenn auch zum Spasse oder sie hört davon erzählen, fährt sie auf als hätte sie eine Tarantel gestochen, und kömmt ganz außer sich. Es giebt nichts lächerlicheres und ist ein Beweis von großer Beschränktheit. Ach, was hält sich die gute Frau an die Vergangenheit geklammert! Sie will gar nicht von ihr lassen. Es ist ein Jammer anzusehen und es ist, als sollte sie hingerichtet werden, und sträubte sich, aufs Blutgerüste zu steigen. Da hat sie so eigene Wörter an sich, die sie sich selbst gemacht und die kein anderer versteht: handlich, mutschlich, knutschlich und Gott weiß, welche noch. Die haben ihr alle sehr gut angestanden als sie noch rothe Lippen hatte und süßes Lächeln; aber jezt ist es gar zu komisch. Sie geht vor keinem Spiegel vorbei ohne sich hinein zu sehen, und drückt einem die Hand und macht Augen und Mäulchen, daß einem Angst und bange wird. Ach, Bärbelchen, Du würdest lachen, wenn Du mein sauer-süßes Gesicht bei der Herz sähest. Was geniert sie mich, was werde ich gestraft für meine Jugendsünden. Die schönsten Stunden, die ich bei andern schöner zubringen könnte, muß ich bei meiner alten Freundin bleiben. Ich bin aber auch gar zu gutmüthig. Komme ich nicht, und sie frägt: wo waren Sie gestern? und ich antworte: bei der Saaling, — sagt sie: ich bin doch auch ein Mensch. Neulich war ich maliziös, und als sie mir sagte: ich bin doch auch ein Mensch, erwiederte ich: das weiß ich schon sehr lange. Und das schlimmste ist, daß ich keinen Schritt heimlich thun, kein Wort unverrathen sprechen kann. Sie erzählen sich alles

wieder, was ich bei jedem gesprochen. Ich erfahre immer den andern Tag, wo ich den vorigen Tag gewesen. Das ist eine Art Eitelkeit. Ich kann keiner Dame unter vier Augen etwas Galantes sagen, ohne daß sie es ausplaudert. Das ist erschrecklich. — Ich will Ihnen, weil ich doch nichts mehr zu schreiben habe, einige Billets von Damen kopiren. Die verschiedenen Manieren zeigen sich darin.

1.

„Die Abrede die wir genommen, lieber Freund, zu Rauch zu gehen, kann ich heute nicht erfüllen, wir bleiben ja noch zusammen — aber — ich bin zwischen 6 u. 7 Uhr bei der Uhden — bitte kommen Sie dahin, dann gehen wir hinauf zur Levy." — Ihre H. Herz.

2.

„Das Ungefähr ist mir ungünstig wie ich sehe; ich will Sie lieber bitten. „Wenn Sie nichts besseres vorhaben, so kommen Sie zu uns", sagte ich, als wir das lezte Mal das Vergnügen Sie zu sehen hatten. Aber eine Woche ist vergangen, ohne daß der Fall sich ereignete. Sind Sie morgen Mittag nicht versagt, so bitte ich Sie, speisen Sie mit uns! Wenn Sie mir bis morgen um 10 Uhr nicht haben absagen lassen, so erwarte ich Sie." Ergebenste Fr. Varnhagen.[90])

3.

„Herr Passalaqua[91]) wird Mittwoch Vormittag 1 Uhr seine ägyptische Sammlung einer Gesellschaft zeigen. Ich habe ihm gesagt, daß einige liebenswürdige Fremde sie zu sehen wünschten, u. er wird Sie mit großem Vergnügen daran Theil nehmen lassen. Haben Sie also die Güte, lieber Herr Doctor, sich um die genannte Zeit in Monbijou einzufinden, u. ihm zu sagen, daß ich mit ihm von Ihnen gesprochen. Befehlen Sie ferner über mich und lassen Sie

sich bald bei uns sehen." Ihre ergebene Dienerin P.[92]) Mendelssohn Bartholdy.

4.

„Als Beweiß, daß ich nicht schreiben kann u. als Entschuldigung daß ich es nicht thue, sende ich Ihnen lieber Dr. Börne, beifolgende Erzählungen. Sie Ihrer Nachsicht und mich dieser empfehlen zu wollen, hieße der Eitelkeit mit Gewalt Thor und Thüre öffnen; ich empfehle sie Ihrer Beurtheilung und beuge mein Haupt in Demuth. Lassen Sie mich bald, doch schriftlich wissen, wie Sie damit unzufrieden sind."

„Von Mittwoch weiß ich etwas, nehmlich, daß nun mit der Abendgesellschaft nichts wird, weil — aber die Überraschung ist vielleicht dabei das beste. Kommen Sie nächstens damit wir verabreden, wann die Abendgesellschaft ohne Gesellschaft abgehalten werden soll. Gott mit Ihnen!" M. S.

5.

An Frau Dr. Heise.

„Ich habe die Ehre und den Jammer Ihnen anzuzeigen, daß die Abenceragen nicht heute gegeben werden, sondern erst Sonntag. Ich habe vor Schrecken über die Krankheit der Mad. Schulz Kopfschmerzen bekommen. Darf ich hoffen, daß Ihre Zusage auch für den Sonntag gelte?"

„Ich schicke Ihnen die neuesten noch nassen Erscheinungen der schönen Literatur."

„Unvergleichliche Julie, ich bin halb der Ihrige."

Börne.

6.

Antwort auf Voriges.

„O ja! Sonntag ist auch ein Tag, und wir wollen ihn recht gern zum Theater verwenden. Ich fürchte, Ihre

Kopfschmerzen sind Schuld, daß die Schulz krank geworden. Bleiben Sie außerdem gesund, wir bleiben zu Hause (avis au lecteur), Sie sind ja klug."

„Sie immer der Schönste, ich bin halb die Ihrige, das giebt ein schönes Ganze." — Julie H.

Ach, was muß der liebe Börne nicht alle thun, sich den Schmerz der Trennung zu versüßen; aber bald hilft es nicht mehr, denn gar zu lang, gar zu lang, hat er sein Schatz nit gesehe! Adieu Engel, und wenn Du Dich nicht gut aufführst, schicke ich Dir den Schnurbart.

B.

Erhalten Nr. 15.

---

15) Berlin Mittwoch d. 26. Merz 1828.

Heute hätte ein Brief kommen sollen. Warum kam er nicht? Wenn das noch einmal geschieht, laß ich Dich vom Schnurrbart holen. Führ Dich gut auf, Du weißt, mit dem Schnurrbart ist nicht zu spaßen. Laß uns ein wenig plaudern. Ich sehe Deiner Bestimmung über die Dauer und über die fernere Richtung meiner Reise entgegen. Den 15ten April will ich Berlin verlassen, und bis zum 15ten Mai mit Dir zusammen treffen. Wirst Du denn bis dahin aus dem elenden Frankfurt weg seyn? Jezt frägt es sich, soll ich nach meinem ursprünglichen Plane nach Hamburg und zurück über Hannover, Cassel, oder soll ich nach Dresden, Nürnberg? Für das erstere ist mein Verstand, für das Andere meine Neigung. Entscheide Du. Da ich einmal im Norden bin, sollte ich da bleiben und ihn kennen lernen. Aber das verdrüsliche Klima, das schlechte Aprilwetter. In Dresden und südlicher gewiß fände ich schon den Frühling, der mich

tröstete, bis ich mein Bärbelchen finde. Dort wäre ich Dir auch näher. In Nürnberg würde ich Dir einen schönen Husaren mit einem großen Schnurrbarte kaufen, mit dem könntest Du spielen und so Dich spielend gewöhnen an des Lebens heiligen Ernst, an die Berliner lebenden und stehlenden Schnurrbärte. Vor Deiner Abreise mußt Du aber meine Sachen einpacken lassen, ja ich meyne, daß Du ohne Verzögerung das gleich thätest. Du mußt zum Einpacken meiner Bücher einen Schiebkärcher nehmen. Ein Anderer versteht das nicht. Bei Worms auf dem Boden steht mein Bücherkasten. Der Deckel hat eine Spalte, darauf muß eine Leiste genagelt werden, daß der Regen nicht hineinkomme. Unten im Kasten, und oben auf den Büchern, muß Papier, Wachstuch u. dergl. gelegt werden, um sie gegen Nässe zu schützen. Gehen die Bücher nicht alle in den Kasten, legt man die übrigen in einen der Koffer. Ich habe noch 3 bei Worms stehen, zwei im Schlafzimmer und einen auf dem Boden. Was ich Brauchbares an Kleidungsstücken, Pfeifen, Kleinodien habe, wird auch eingepackt. Ich meyne Du ließest Deine Bücher mit den meinigen zusammenthun. Wo sollen aber die Bücher und Möbels und sonstige Sachen stehen bleiben? Bei Worms, oder wäre besser für alle unsere Sachen ein Gewölbe zu miethen? (Meine Manusscripte, das versteht sich, mußt Du mitnehmen.) Vergiß auch nicht der Schnapper das Sofa, das sie mir geliehen, zurückzugeben. — Joseph Mendelssohn hat zwei Söhne. Der eine ist Standesmäßig verheiratet und in seines Vaters Geschäft. Der andere hat ein ganz armes Christenmädchen geheiratet, und hält sich jezt mit seiner Frau, mit der er fünf Jahre sehr glücklich lebt, in Bonn auf, um dort seine Studien (als Naturforscher) fortzusetzen und einst Professor zu werden. Obzwar Mendelssohn einer der reichsten Kaufleute in

Berlin ist, so war doch nie die Rede davon, sich einer solchen Verbindung zu widersetzen. Ihre einzige Sorge war, ob das Mädchen, das ihnen gar nicht bekannt war, brav sei. Sie war Gouvernante und hatte ihre Stelle der Empfehlung der Herz zu verdanken. Als nun der junge Mendelssohn seinen Eltern seine Neigung erklärte, erinnerten sich diese, daß die Herz bei Gelegenheit das Mädchen gelobt habe, und gaben augenblicklich ihre Einwilligung zur Verbindung. In Frankfurt denkt und handelt man anders! — Mein Geld reicht zwar noch aus für die Zeit meines hiesigen Aufenthalts, und noch auf länger; indessen da ich nicht berechnen kann, wo und wenn ich welches brauchen werde, will ich mich damit versehen. Wolle mir darum eine Anweisung auf 120 Thaler sogleich hier herschicken. Es wäre mir nicht lieb, wenn diese Anweisung auf eines der großen Banquierhäuser die ich kenne, lautete. Lindenau wird wohl an ein anderes Haus zu verschaffen wissen! Samuel soll den Betrag ausbezahlen. — Fouqué ist ein wunderlicher Mann, und ganz so wie ich ihn mir vorgestellt. Ich habe ihn immer geliebt und geachtet in seinen Schriften, ob ich zwar diese selbst nicht liebte und gehörig verspottete. Man erkennt, daß es die Ergüsse einer gläubigen Seele sind. Es ist schön aber doch fürchterlich, wenn ein Mensch so wahnwitzig selig in einer religiösen Idee lebt. Gestern besuchte ich ihn, und es dauerte nicht 3 Minuten, so stand er, ohne daß ich den geringsten Anlaß dazu gegeben, mitten im Zauberkreise der alten Ritterzeit, sprach mit Wehmuth von den Burgen die gebrochen, von Kaiser, von Lehnsleuten und ein König durfte jedes „Ritterskind heirathen" u. so mehr. Er empfing während ich bei ihm war ein Schreiben vom Prinzen Carl (Sohn des Königs), der ihm für ein Gedicht dankte, das er ihm kürzlich zur Nieder-

kunft seiner Gemahlin geschickt. Die ehrfurchtsvolle, legitime Freude unseres Donquichottes hättest Du sehen sollen. Er las mir gerührt, aber doch mit einer Preußisch-Majorischen-Wachtparaden-Donnerstimme den Brief vor. Dann deklamirte er das Gedicht und mehrere andere Gedichte. Ein schöner Ritter! Wenn er zwei Gläser Wein getrunken hat, wird er weich wie Butter und fängt zu weinen an wie ein Kind. Er steht unter dem Pantoffel seiner bösen und reichen Frau, die auch Schriftstellerin ist.[93]) Sie hat die guten Zimmer im Hause, und er muß durch unendlich lange Gänge, durch 2 Küchen, 2 Bedientenzimmer, mehrere Kammern, reisen, um in sein kleines dunkles Studierzimmer zu kommen, das nach dem Hofe geht! — Donnerstag d. 27. Merz. Nein, es ist zu arg; nein, es ist gar zu arg! Hat man je gehört, daß eine Braut von Erziehung einen fremden Mann in ihrem Zimmer schlafen läßt! Ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen. Tu l'as voulu Georg Dandin! Aber warte nur. Wie man in den Wald hineinschallt, schallt es heraus. Was Du kannst, kann ich auch. Aber Gott behüte mich, daß ich Dich hierher kommen lasse, ich hätte wegen der vielen Gardoffiziere keinen Augenblick Ruhe. Und nur zu Intriguen hast Du Verstand, in allem übrigen bis Du dumm. Begreifst Du denn gar nicht, wie so meine Abreise von der Deinigen abhängt? Warum soll ich denn länger weg bleiben, als nöthig ist? Reist Du denn von Frankfurt fort, sobald ich es haben will? Hast Du nicht immer davon gesprochen, daß Du mit der Guste zusammenkommen willst? Was hast Du denn mit Schmidt darüber verabredet? Kannst Du mir zusagen, daß Du um die Mitte Mai's am Rhein sein wirst, dann verlasse ich in der Mitte April Berlin und reise noch 4 Wochen. Wirst Du aber Frankfurt später verlassen, dann bleibe

ich länger hier. Hier bin ich einmal eingerichtet, habe viele Bekannte und wie zu Hause. Anderswo aber werde ich ohne Dich nicht lange Geduld haben. Ist es Dir denn nicht möglich, schon am 1ſten Mai am Rhein zu seyn? Dann reise ich gar nicht weiter, sondern gehe von hier unmittelbar an den Ort der Verabredung. Geht das nicht in Deinen Kopf hinein? Ich will die Fragen beantwortet haben: soll es von mir abhängen zu bestimmen wo und wann wir zusammenkommen? Oder hängt das von Guste ab? u. A. w. g. — Verlaß Dich doch darauf, daß ich das Dampfbad nicht gebrauchen werde, was auch der Stiebel an Caspar geschrieben haben mag. — Ich meyne doch, ich hätte Dir geschrieben, daß Du das Logis bei Worms mit Ende Februar aufgeben sollst (nehmlich ohne die Schlafstube). Daß Du meinen Brief flüchtig gelesen, kostet mich 20 fl. Jezt muß der Monat Merz auch bezahlt werden, also statt 100 fl. (vom October an gerechnet) 120 fl. Die 20 fl. kannst Du aus Deinem Beutel bezahlen, ich bezahle sie nicht. — Vergiß nicht an die Tassen und mein Bild. — Der Humbold ist an der Tagesordnung. Die großen Städte sind sich alle ähnlich. Die Mode beherrscht Geist und Herz. Keine der hunderte von Damen, die H. Vorlesungen besuchen, würden um alles in der Welt nur eine Stunde versäumen, und dennoch sind vielleicht keine funfzig darunter, welche die Sache selbst interessirt. Meine gute Herz besonders, die ohnedies nicht viel Kopf hat, faßt gar nichts, was dem 19ten Jahrhundert sein Daseyn verdankt, und doch glaube ich, würde sie lieber ihre 64 Jahre eingestehen, als gestehen, daß ihr H. Vorlesungen keine Freude machen. Gestern war ich dabei, wie sie mit einem sehr reifen Fräulein von dem Ursprung des Menschengeschlechts sprach, und was Steffens und was Humbold darüber meyne. Die

Herz war für Steffens, das Fräulein für Humbold. Ich biß mir die Lippen zusammen. Es war eine Scene, der Bearbeitung eines Molieres würdig. Gott weiß, für welche meiner Sünden ich immer unter alte Weiber gerathe. Was denkst Du wie alt die Mariane S. sei? Du bist ein Rotznäschen dagegen. 42 — sage zwei und vierzig — Jahre! Ihre Schwester Julie ist 40 Jahre alt und deren Mann 30. Es war gestern große Bestürzung bei ihnen. Das neugebohrene Kind, das unreif zur Welt gekommen, war im Sterben und wird wahrscheinlich jezt todt seyn. Als die Heyse niedergekommen, legte sie ihre beiden Finger auf ihre zwei Augen, um pantomimisch zu fragen, ob das Kind beide Augen habe. Sie fürchtete, es möchte wie die Mutter nur eins bekommen. — Hat denn Reinganum nichts erfahren, wie es mit meinem Theater-Prozeß steht. Und wie geht es mit dem seinigen? — Deine 7 Oblaten haben mich heute wieder in Verzweiflung gebracht. Einige der nöthigsten Worte konnte ich nicht lesen. — Über die Heiratsverhältnisse bekomme ich aus der besten Quelle, durch Vermittelung der Herz, Bescheid; nehmlich von demjenigen Beamten im Ministerium, der allen Geistlichen Angelegenheiten vorsteht. Ich werde auf meine schriftlichen Fragen schriftliche Antworten bekommen. Mein Bericht fing an: „Der Mann ist 40 Jahr alt, die Frau etwas mehr oder weniger etc." — Adieu!*) — — — —

Charles.

Nr 16 erhalten.

16) Berlin den 1. April (Dienstag) 1828.

Liebes Bärbelchen, Du machst sehr dumme Streiche. Es ist auch sehr natürlich, denn ich habe Deinen Kopf mitgenommen, zum Unterpfande für mein Herz, das ich

*) Hier sind zwei Worte unleserlich gemacht.

bei Dir zurückgelassen. Vorgestern habe ich keinen Brief gehabt und gestern auch nicht. Der Himmel wolle verhüten, daß er auch heute ausbleibe. Ich erinnerte mich erst spät, daß Du es mir vorhergesagt. Du hast mir etwas geschrieben von Briefe kreuzen, was Du vermeiden wolltest. Aber lieber Dummkopf, wie ist das möglich? Wollten wir immer jeder die Antwort auf den lezten Brief abwarten, könnten wir uns nur alle acht Tage schreiben. Weil Du nur durch Beispiele zu belehren bist, habe ich vorgestern und gestern auch nicht geschrieben. Das ist eine Zärtlichkeit! Das ist ein Wetteifer in der Liebe! Ich habe ohnedies mit Dir zu zanken. Ich komme darauf zurück, daß ich es gar nicht verschmerzen kann, daß ich durch Deine heillose Nachläßigkeit um 20 fl. komme, die ich einen Monat unnöthige Miethe für meine Wohnung bezahlen muß. Sehe nur meine Briefe nach und da wirst Du finden (wahrscheinlich in Nr. 10)[94]) daß ich Dir geschrieben, Du sollest mit Ende Februar das Logis aufkündigen. Nun Du hast eine reiche Mutter, Du kannst es bezahlen. — Meiner Schwester habe ich schon längst geantwortet. Über unsere Verhältnisse sagte ich kein Wort, sondern sprach blos von ihrem Sohne und war überhaupt sehr kurz. — Sehe doch nach, liebe Mama, ob ich meine große Schnürschuhe nicht in Frankfurt zurückgelassen? Sind sie da, dann stehen sie im Kleiderschranke auf der Hausflur. Ich meyne aber, ich hätte sie mitgenommen. Fort sind sie. — Berlin kann man mit Paris vergleichen; aber daß man es vergleichen kann, was einem bei einer kleinen Stadt, wie Frankfurt, gar nicht einfällt, das macht es eben so lächerlich. Wie ein Zwerg der sich auf die Zehen stellt, und doch dem Riesen neben ihm nicht bis an den Bauch geht, so nimmt sich Berlin neben Paris aus. Aber an Schauspielen fehlt es nicht. Alle Tage drei,

zwei Deutsche und ein Französisches. Dann, de Bachs Kunstreutergesellschaft, Jongleur, Diorama, Conzerte, und ein vortrefflicher Taschenspieler Bosco.[94a]) Ueber diesen leztern habe ich mich neulich öffentlich blamirt. Beim Restaurateur allein an einen Tischchen sitzend, sezt sich ein Franzose mir gegenüber. Er schneidet sein Brödchen auf und da fällt ein ganzer Teller voll Dukaten heraus. Er stellt sich verwundert, läßt sich vom Garçon ein anderes Brod geben, dann noch eins und aus jedem fallen Dukaten. Ich war vor Erstaunen ganz außer mir und rief ganz laut den Kellner und schrie: aber mein Gott, was soll das bedeuten? Endlich aber spät, fiel mir ein, daß ich es mit einem Taschenspieler zu thun hatte. Ist das nicht eine Schande und ein Spott für die ganze Nation? Solche Gaukler pflegen sich immer die größten Dummköpfe zu wählen, um ihre Kunststücke an ihnen zu zeigen. — Gestern Abend wohnte ich im Schauspielhause einem großen vollständigen Conzerte bei, wo das Orchester aus 80 Trompeten bestand.[94b]) Es war nehmlich die Militairmusik. Das Piano war merkwürdig; wie aber die Damen das forte ertragen konnten, das begreife ich nicht. Zum Schlusse sangen die Militärwaisenkinder ein God save the king, begleitet von allen diesen 80 Trompeten, das war, wie überhaupt das ganze Conzert, wunderschön. — Ich will Dir doch ein wenig von den Preißen der hiesigen Lebensmittel erzählen. Es ist theurer als in Frankfurt, doch höchstens um ein Viertel. Eine Wohnung wie wir sie brauchen würden (ohne Möbel) kostet jährlich 380 fl., eine möblirte 100 fl. mehr. Butter, Caffe u. Zucker sind theurer als bei uns. Die übrigen Küchensachen von gleicher Wohlfeilheit. Die Gartenzucht ist hier in großem Flor. Es war noch harter Winter als ich ankam und ich hatte damals schon alle neue Gemüse gegessen, Bohnen,

Spargel, Erbsen, und (erhaltene) Trauben, wie im Herbste. Wein, die Flasche 12 Batzen, von gleicher Güte als in Frankfurt. Man hat auch wohlfeileren, der aber nicht trinkbar ist. Ich weiß den Preis des Holzes nicht, man braucht aber weniger für Heizung als bei uns, weil die Öfen so zweckmäßig eingerichtet sind, daß man den Tag über nur 2 Mal einzulegen braucht. Equipagen, ein klein wenig wohlfeiler als bei uns. Die Miethwagen sind sehr elegant, und die Kutscher haben Livree. Theater: 1ste Rang Logen 1 Thaler. Frauenzimmer können aber auch Parterre gesperrte Sitze nehmen für 2/3 Thaler. Conzerte 1 Thlr. Der Luxus im Damenputz ist nicht so groß als in Frankfurt. Zu Thee, etwas Fleisch, und einer Flasche Wein, kann man Abends die beste Gesellschaft einladen. Wein ist schon vornehm, und guten Bekannten sezt man ihn nicht vor. — — Himmlisches Bärbelchen, ich habe mich halb todt gelacht über Deine Nr. 17. die ich so eben erhielt. Unvergleiche Frau Schmelzle, ich bin zehenfach der Ihrige. Der Börne, der halb der Julie halb der Mariane gehört, das ist der rechte Börne nicht, das ist der falsche, heuchlerische, schmeichlerische, — der ächte, gehört ganz seinem Bärbelchen. Nicht einer Deiner Briefe ist mir gestohlen worden; so poetisch sind die Berliner Diebe nicht. Sei doch nur ohne Sorge wegen meiner Reise, ich werde alles aufs bequemste, sicherste, und gesundeste einrichten. Ich kenne hier einen General; wenn ich den schön bitte, giebt er mir sein Regiment mit, bis über den Nürnberger Moorgrund hinaus. Aber wohin ich reisen soll! Ich schwanke wie ein Rohr hin und her. Wenn Du schon Ende Aprils mit Guste zusammenkömmst, habe ich zum Reisen keine Geduld. Hamburg und seine Gegend, und besonders Dresden ordentlich zu sehen, das kostet allein 3 Wochen Zeit. Ich lasse vielleicht das Alle

seyn, und komme gleich zu Dir, jedoch auf jedem Falle einen andern Weg, als den auf der Herreise einschlagend. Also schreibe mir so bald als möglich, wann Du weggehst und wohin? Ehe ich das weiß, kann ich keinen Plan machen. Der Rhein wäre mir am liebsten, wegen Ems. Aber es müsse in der Nähe von Mainz oder Bonn seyn, wegen des Calderons.[95]) Wie freue ich mich auf mein gutes Bärbelchen. Einige Tage laß ich Dich mit der Guste allein, um Dich mit Dir auszusprechen. Kömmt sie denn nicht mit ihrer Mutter zusammen? — Bei meinen Abschiedsvisiten werde ich fahren, auch die Besuche nicht an einem Tage machen. Einpacken lasse ich von meinem Bedienten, werde ihm aber dabei auf die Finger sehen. — Wenn Du weggehst, darfst Du nicht vergessen, als von meinen Sachen mitzunehmen, was mir nöthig seyn dürfte. Erstens die Manuscripte, dann Sommerkleider, (Überrock, Beinkleider,) eine grüne Mütze etc. Ich überlasse das Deiner Beurtheilung. Auch bleibt es Deiner Entscheidung, ob meine Sachen in einem gemietheten Zimmer bei Worms bleiben sollen, oder ob Du ein Gewölbe dazu miethen willst. In jedem Falle mußt Du vor Deiner Abreise dafür sorgen, daß meine Bücher und sonstige Effecten, die ich nicht gleich brauche und die Du nicht mitnimmst, gehörig einpacken lässest, und zwar solcher Art, daß sie zu seiner Zeit versendet werden können. Was machst Du denn mit meinem Gelde? Und mit Deinem? Du hast mir darüber noch nichts geschrieben. Bedenke was Du thust und laß Dir rathen. — Empfehlungen von Schmidt nach Nürnberg, Hannover wären mir recht lieb. Thäte er es gern? Ich müßte für beide Orte haben, weil ich noch nicht weiß wohin ich gehe. Er mag dann auf einem offenen Papier mich mit wenigen Worten an seine Freunde empfehlen, deren Verzeichnis er darunter sezte. Wenn ich

auch keine der beabsichtigten Reisen mache, so gehe ich auf jeden Fall doch über Magdeburg, Cassel und von da entweder über Gießen und Coblenz, oder über Cölln an den Rhein. Wo Du auch hingehst, sorge nur für eine schöne Gegend, für die Nähe einer Stadt, und für ein freundliches Stübchen für Deinen Carl. Über die Politik wollen wir mündlich sprechen. Mir ist darüber das Herz so voll, daß ich es in einem Briefe doch nicht entleeren kann. Es geht himmlisch zu, besonders in Portugal und ich schwimme in Vergnügen. Das erste was ich thue, wenn ich Dir wieder zur Seite bin, daß ich etwas über Berlin schreibe.[96]) Aber im Vertrauen, Dein faules Karlchen hat noch wenig gesehen, und ich muß das schnell noch alle abmachen. Überhaupt habe ich jezt die größte Lust mich zu produziren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen gelesen werden. Das spornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Du sollst noch Freuden an mir erleben. Romane werden geschrieben, zehen Bände dick; Novellen die artigsten von der Welt; sehr geistreiche Schisserchen[97]) und andere schöne Sachen. Sorge nur, daß ich in unserer Sommerresidenz den Calderon bekomme, denn ohne den Calderon kann ich nichts machen. Aber ganz im Ernste, wenn ich nur ein Dutzend solcher Charaktere kennen lernte, wie ich hier erst einige kennen gelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zu Stande bringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benuzt. Im ganzen kenne ich nur 10 bis 12 Häuser, und regelmäßig besuchen thue ich nur 5. Zwei Monate ist freilich eine kurze Zeit in einer so großen Stadt. Und wie viel war ich zu Hause. Eigentlich bin ich ein Stück Möbel; ich bleibe gern im Zimmer und rühre mich nicht. Bin ich ein schön stück Möbel? Der Nürnberger Moor-Grund geht mir im Kopfe herum, daß

ich vor Angst nicht weiß, was ich schreibe, und der Schnurrbart sah heute absonderlich fürchterlich aus — wie Rinaldo Rinaldini.*) — — — — — — — — — — — — — — — —

Dein treuer Charles, Dein „lieber Börne".

---

17) Berlin Charfreitag d. 4. April 1828.

Nun, das ist wieder ein süßer, himmlischer, Bärbelchens-Brief. Zuerst das nöthigste. Über das Heirathen im Preußischen habe ich folgendes erfahren. Wenn man sich im Rheinpreußen oder sonst an einem kleinen Provinzialort des Landes trauen läßt, muß man an seinem Wohnorte aufgeboten werden, also wir in Frankfurt, was also natürlich nicht gut angeht. Wenn man sich aber in einem Hauptort copuliren läßt, wie in Breslau, Berlin, an einem Orte nehmlich, wo eine Ober-Regierung ihren Sitz hat, ist jener Umstand nicht nöthig — unter der Voraussetzung nehmlich, daß man sich erklärt, sich im Preußischen niederlassen zu wollen. Was unterm letzterem zu verstehen sei, habe ich noch nicht erfahren, man wird mir das weitere darüber berichten. Indessen ist dieser preußische Plan, nur für den Nothfall, wenn es anderswo ohne Umstände nicht gehen sollte. Vielleicht aber geht es leichter als wir denken. Wo aber einen Ort finden, wo es keine Juden giebt? Empfehlungen an einen Pfarrer am Rhein werden nichts nützen, da im Lande alles nach den Gesetzen streng gehalten wird. Jezt von der Reise. Ich werde weder nach Hamburg noch nach Dresden reisen. Wer gäbe mir Geduld? Ich gehe unmittelbar von hier nach Cassel und von da

*) Einundeinhalb Zeilen unleserlich gemacht.

über Wezlar nach Coblenz. Bei Mendelssohn habe ich mich schon erkundigt. Bei Coblenz ist nichts zu vermiethen. Du erinnerst Dich ja, daß wir uns dort schon umgesehen, daß wir keine passende Wohnung gefunden, ja daß es uns nicht einmal dort gefallen hat. Kannst Du Dich denn nicht entschließen wieder in Rüdesheim oder in Godesberg zu wohnen, oder sonst im Rheingau? Noch etwas. Gustens Eltern, hoffest Du, werden die Tochter besuchen. Wäre nicht besser, wenn das gleich in Obernburg abgemacht würde, daß sie nicht nöthig hätten am Rhein zu uns zu kommen und wir in der Wahl unseres Aufenthalts, und dessen Nähe zu Frankfurt weniger genirt wären? Gehst Du denn auch nach Obernburg? — Übereile Dich auch nicht und strenge Dich nicht an mit Packen und Besorgen in Frankfurt. Du hast allerdings viel zu thun. Mein Geld unterbringen. Willst Du mir nicht zuvor Deinen Plan darüber mittheilen? Meine Bücher einpacken. Vergesse ja nicht meine Manuscripte und meine Berliner Briefe mitzunehmen. Deine eigenen Angelegenheiten ordene der Art, daß Dir aus der Entfernung alles weiter besorgt werden kann. — Ich mache mich also nach und nach fertig und reise von hier ab, sobald das Wetter gut wird. Jezt ist es sehr kalt und es schneit oft. Ich hoffe aber das dauert nicht lange und es ist der lezte Winterzorn. Sei nur ganz ruhig. Ich schwöre Dir, daß ich bequem, sicher und gesund reisen werde. — Vergesse Deinen Paß nicht, lasse ihn ausstellen nach den Deutschen Bundesstaaten. — In Cassel werde ich mich 8 Tage aufhalten. — Die Schlüssel zu meinen und Deinen Kisten und Koffern, die in Frankfurt bleiben, mußt Du durch daran hängende Zettel, bezeichnen, zu welchen Kisten sie gehören und sie auch in Frankfurt lassen; denn wenn wir uns zu seiner Zeit unsere Sachen nachschicken lassen, muß

der Fuhrmann die Schlüssel mitnehmen, um sie an der Mauth öffnen zu können. Wollen wir unsere Pferde verkaufen, oder sie mitnehmen? Ich meyne, das erstere wäre besser. — Ja, liebs Bärbelchen, als ich Dich kennen lernte, da — — — —.*) Du bist aber besser als alle Fürsten und ihre Minister, Du bist mit der Zeit fortgeschritten. Ist das Verläumdung, daß ich dieses öffentlich erklärte, ist es nicht vielmehr ein schönes Lob? Bedenke. — Der Dr. Meyer ist ein Schindluder. Du kannst ihm das sagen in meinem Namen. — Ich werde Mittag Humbold und Hegel bei Tische finden. Lezteren habe ich noch gar nicht gesehen. — — Wie dumm bin ich wieder gestört worden! Aber ich mache mir nichts daraus. Ich habe zu nichts mehr Geduld, nicht einmal Dir zu schreiben. Wenn nur das Wetter bald gut würde, daß ich abreisen könnte. Eben schneit es wieder. Aber das Klima hier muß mir besonders gut seyn; denn ohngeachtet des veränderlichen Frühlingswetters, habe ich, seit ich hier bin, nicht im geringsten gehustet, und habe nach oft Stundenlangem sprechen nicht die geringste Beschwehrde auf der Brust gefühlt, was doch seit einigen Jahren anderswo immer der Fall war nach anhaltendem Reden. Aber jezt spüre ich etwas, nicht auf, sondern in der Brust; ich glaube aber es ist Sehnsucht nach meinem lieben Bärbelchen. Ich hoffe wir sehen und zanken uns bald, daß meine Liebe sich mindere, denn — Glük ohne Ruh' Liebe bist Du! Bin ich aber nicht ein recht einseitiger Mensch, daß ich nichts liebe als Dich? Darum ist auch mein Brief einseitig. Darüber darfst Du Dich nicht, aber nicht beklagen, denn wisse, daß eine meiner Seiten so viel enthält, als drei der Deinigen. Adieu. Madame Börne. Ich küsse

*) Einige Worte unleserlich gemacht.

Deine Hand auf die allerzärtlichste Berliner Weise. — Gruß an die Schwägerin Schnapper.

Charles.

---

18) Berlin. Ostermontag d. 7. April 1828.

Ich habe gestern Deinen kleinen, lieben Krüppelbrief erhalten. Krüppel für Krüppel. Wie bescheiden Du bist, wenn Du glaubst, 120 Thaler könnten mir nur eine Deiner Zeilen ersetzen. Den Brief an Lindenau konnte ich gestern nicht abgeben, weil jüdische Feyertag waren. Ich werde es heute. Hättest Du Dir nur ordentlich sagen lassen, ob es eine eigentliche Anweisung ist oder wie es sich sonst damit verhält. — — — — — — — — — — —*) Ich fürchte, mit der Hinkelschen Hypothek wird es nichts; denn wenn jemand auf ein neu zu bauendes Haus Geld nimmt, so sorgt er schon früh dafür. Und kann ich denn Hypothek bekommen, da ich nicht Bürger bin? Jezt aber Bürger zu werden, ist für mich bedenklich, weil dieses das Heirathen im Auslande sehr erschwehren würde. Reinganum hat Unrecht, wenn er meint, am Rhein wären die nehmlichen Verhältnisse als in Berlin; ich habe in meinem lezten Briefe über den Unterschied gesprochen. Auch habe ich keine Advokatenkenntnisse nöthig, um diese Sache gehörig zu erforschen, denn es kam hier ja nicht darauf, welche Förmlichkeiten zu beobachten wären, sondern welche nicht zu beobachten sind. Bei uns kam es darauf an, ob die übliche Heirats-Erlaubnis der Eltern, und das Aufgebot im Geburtsorte vermieden werden kann, und der Mann der mir hier bejahend Auskunft gab, ist der

*) Einige Worte unleserlich gemacht, so daß auch die stehen gebliebenen unverständlich geworden sind.

Direktor im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, der das Alle am besten wissen muß. Übrigens wäre es freilich sonderbar, wenn wir deswegen nach Berlin müßten, und das soll hoffentlich vermieden werden können. Es giebt überall Pfarrer, die für Geld und gute Worte ein Auge zuthun. Die Herz sagte mir, daß sie selbst hier in Berlin einen Pfarrer kenne, der gegen Bezahlung einen ohne Weiteres traue. Das schlimme ist nur in solchen gesetzwidrigen Fällen, daß die Copulation nicht ins Kirchenbuch eingetragen wird. Das wäre Dir, glaube ich, ganz Recht. Dann könntest Du, sobald Dir die Lust ankäme, (etwa wenn ein Hans erschiene) läugnen, daß Du meine Frau wärest, und du liefest in die weite Welt und ließest mich armen Teufel sitzen. Nein, schwarz auf weiß muß ich haben, im Kirchenbuche muß ich stehen. Das giebt mir das recht, Dir zu befehlen, Dich zu zanken, einzusperren, und wenn es Noth thut auch zu prügeln. Welche paradiesische Aussichten eröffnen sich Dir! — So mit dem Rhein ist es recht. Von Frankfurt aus Logis bestellen, ist lästig und unsicher. Ich werde wohl hier nicht mehr bestimmt erfahren können wann Du abreist. Das schadet aber nicht. Ich werde das in Cassel oder an einem Orte erfahren, und mich dann dem Rheine nähern, sobald die Zeit Deiner Abreise kommt. Wenn das schlechte Wetter aufhört, reise ich den 15. von hier weg. Du schreibst mir natürlich so lange nach Berlin, bis ich es abbestelle. — Was hier die Menschen fromm, wie angefüllt die Kirchen sind, das sah ich in diesen Ostertagen; es ist unglaublich. Einen Tag vor Ostern, ging ich mit der Herz die Treppe ihres Hauses herab, da begegnete ihr eine Familie, Mutter, Töchter, Vater, Söhne, die im nehmlichen Hause wohnte, und die eben heimkehrten. Die Herz sank einer nach der Andern schweigend um den Hals, man küßte sich und

flüsterte einige leise halbgeseufzten Worte. Alles war so still, so traurig, so thränenvoll, man schied endlich so bekümmert, still und schweigend. Ich fragte die Herz: es wäre wohl im Hause jemand gestorben? Keineswegs. Was war's? Die Familie kam vom Abendmahl. Und die fromme Dame mit ihren Töchtern war doch keine Andere, als die erste geschiedene Frau des Dichters Zacharias Werners,[98]) die in der Lebensbeschreibung dieses Mannes gar nicht als eine Heilige erscheint. Sie trat später von der katholischen Religion zur protestantischen über, und heirathete ihren jetzigen Mann, einen Staatsrath. — Wie geht es denn meiner Freundin Carl? Man soll doch über nichts lachen, weil es einem neu ist! Das kam mir immer so komisch vor, daß mir die Carl, wo sie mich traf, die Hand reichte, selbst an öffentlichen Orten und es sezte mich in Verlegenheit. Das ist aber allgemeine Sitte in Berlin. Die Damen geben den Herren ihrer Bekanntschaft beim Kommen, Gehen und begegnen die Hand. Ach, und wie oft wurde die meinige zärtlich gedrückt. Du glaubst es gar nicht, liebes Bärbelchen, welch ein Glück Du an mir machst. Wie würdest Du hier als meine Frau beneidet werden! Wahrlich, ich fürchtete mich Dich her zu führen, Du armes Kind wärest Deines Lebens nicht sicher. Trauriges Loos der Größe! — Habt Ihr Charfreitag in Frankfurt ein Oratorium gehabt? Hier wurde unter Zelters Leitung von der Singakademie der Tod Jesu von Graun aufgeführt.[99]) Es überraschte mich den alten Mendelssohn an der Kasse mit dem Verkaufe der Billette beschäftigt zu sehen. Das thut er alle Jahre aus Gefälligkeit für den alten Zelter, und giebt ihm jedesmal 50 Thaler dazu und läßt seinen Sohn Felix und seine Töchter mitspielen und singen. — Habe ich Dir denn schon erzählt, daß ich Dein zart Bettchen, hier als Kopfkissen

gebrauche? Ich schlafe so süß wie ein Kind darauf. Alles was Dich je berührte, hat eine einschläfernde Zauberkraft. Und von Deinen guten Anisplätzchen habe ich auch noch. Erst heute Morgen habe ich zu einer Tasse Chocolade davon gegessen. Gruß an die Ochsen und an die Kraus und an alle vom lieben Dr. Börne. Ich küsse Dir aufs zärtlichste die Hand.

Charles gebohrne Jeanette.

---

19) Berlin. Donnerstag d. 10. April 1828.

Wie angenehm war ich gestern überrascht schon wieder einen Brief von Dir zu bekommen; ich konnte aber nicht gleich dazu kommen ihn zu beantworten. Aber liebes Bärbelchen, Du füllst ja eine ganze Seite Deines Briefes mit Plagiaten an, indem Du Reichardts Guide de Voyageur ausziehst, den ich ja ganz dick selbst besitze. Du sprichst von Hameln wie ein Hämmelchen und von Paderborn wie ein Peterchen, lauter dummes Zeug. Sprichst Du von Bayreuth sag ich: sei gescheit; sprichst Du von Braunschweig, ruf ich: traun schweig. Das war ein Stück Predigt aus Abraham a santa Clara! Nein, es wird nicht mehr herumgereist ohne Dich, ich gehe den graden Weg nach dem Rhein. Der liebe Börne ist kurz und nicht mehr so gesprächig wie sonst, erstens weil er nachdem der erste Eindruck von Berlin vorüber ist, weniger mehr zu schreiben hat. Zweitens, weil er mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, wenig Zeit hat, und drittens, weil er verdrüslich, verdrüslich, verdrüslich ist. Was habe ich nicht immer zu thun, wenn ich mein Lager aufhebe! Hundert geliehene Bücher zurückschicken Wäsche besorgen, Stiefel sohlen lassen, Geld einkassiren,

Abschiedsvisiten, Billets schreiben, bei — — —*) langweiligen Abschiedsthee nehmen. Ach und das Wetter bringt mich zur Verzweiflung. Es wird alle Tage schlechter. Was habt Ihr in Frankfurt für Wetter? Antworte nur noch auf diesen Brief nach Berlin und dann nicht mehr, ich müßte es denn ausdrücklich sagen. Nach Hannover werde ich schwehrlich kommen, und wenn auch, doch nicht mit Schmidts reisen. Das würde mich und sie geniren. Aber erkundige Dich doch genau wie lange Schmidt noch in Hannover bleibt, um welche Zeit er nach Cassel kömmt und wo er dort logiert. Vielleicht kömmt er grade nach Cassel, wenn ich dort bin. — Die Wechsel darfst Du nicht in Frankfurt lassen, sondern Du mußt sie mitnehmen, und zwar darum, weil, wenn sie fällig sind, oder wieder verkauft werden sollen, sie ja der Eigenthümer unterschreiben muß.**) — Wie ist da zu helfen? Ach Gott, was macht uns unser Geld für Sorgen! Wäre nicht am klügsten es durchzubringen? Meine theuren Leinwandhemden, theure Freundin, werde ich vor dem Einpacken zählen, und Dir getreu berichten, ob, was ich nicht glaube, eines davon gestohlen. Beim Einpacken werde ich mit Argusaugen wachen. Die Einrichtung ist so, daß ich dabei nicht hin und herzugehen brauche. A propos, Hemden, habe ich folgendes mit Dir zu überlegen und gehorsamst anzufragen. So lange wir auf der hohen See der Jugend schiffen, so lange die Stürme der Leidenschaften uns umherwerfen, uns bald bis an die Wolken erheben, uns bald in den Abgrund der Wellen schleudern; so lange ein Seekrankes

---

*) Drei Worte unleserlich gemacht.
**) Fünf Zeilen unleserlich gemacht.

Herz uns taumeln und schwindeln macht; so lange unser Fuß schwankt und unser Blick irre umherschweift — bedenken und berechnen wir nicht, wie kostspielig es ist, alle Tage ein weißes Hemd anzuziehen. Aber ach, in dem Winter unserer Tage lernen wir rechnen! Nun sind hier große Etablissements, wo man fertige Wäsche kauft. Die Preiße sind fix und billig. Die reichsten Familien kaufen auf diese Weise ihren Bedarf. Man hat dort auch Chemisetten*) — — — — Nun wollte ich Dich fragen, ob ich nicht vernünftig thäte, mir ein halbes Duzend solcher Chemisetts zu kaufen, um das viele Waschgeld zu sparen. Man hat das Stück von 1 bis 3 Thaler. Was sagst Du dazu? U. A. w. g. — Der liebe Börne hat gestern das erstemal ein Schauspiel und das Schauspielhaus gesehen. Was sagst Du dazu? Nach fast zwei monatlichem Aufenthalte? Ist der liebe Börne nicht ganz charmant? Devrient[100]) ist ein vortrefflicher Komiker. Ein Lustspiel von Raupach Der versiegelte Bürgermeister[101]) hat mich sehr lachen gemacht. Raupach schreibt viel fürs Theater und gefällt sehr. Man erzählte mir es stünde, ich weiß nicht in welchem Blatte: „Der geistreiche und liebenswürdige (!) Dr. Börne, ehemals Herausgeber der Wage, hält sich gegenwärtig hier auf, und wird ein eigenes Blatt herausgeben. Dem Vernehmen nach wird er bald eine junge und reiche Wittwe heirathen, deren feiner und gebildeter Geschmack, dem Vernehmen nach, auf die gewandte Feder dieses ausgezeichneten Schriftstellers, großen Einfluß üben soll.“ Was sagst Du dazu? — Die Mariane S. hat mich neulich mehrere Novellen lesen lassen, die sie geschrieben. In Wahrheit zu sagen fand ich sie sehr hübsch. Nun habe ich freilich

*) Zwei Worte unleserlich gemacht.

meinen Beifall in schmeichelhaften Worten zu erkennen gegeben und mehr gesagt als gedacht. Mein Lob hat sie ganz berauscht, sie ward ganz roth und erhizt davon. Das ist ein seltsames Frauenzimmer. Sie lobt sich selbst, und hört sich mit der größten Naivität loben, ohne was dagegen einzuwenden. Ich kann es nicht gewöhnliche Eitelkeit nennen, es ist eine Art katholisches Wesen, eine Art Sinnlichkeit der Seele, die immer nach Genuß hungert. Ich mache ihr Schmeicheleien mit grenzenloser Unverschämtheit und es hat mir nie bei ihr geschadet. — Den Hegel, hat das Schicksal beschlossen, soll ich nicht kennen lernen. Eigentlich liegt mir auch nichts daran, denn er soll in Gesellschaft sehr uninteressant seyn. Aber ich möchte mir von Dir keine Vorwürfe machen lassen, daß ich einen berühmten kennen zu lernen versäumt. Nun war ich neulich irgendwo zu Tische gebeten, wo Hegel auch seyn sollte. Ich hatte das schon früher erfahren durch einen Bekannten, der gerade dabei war, als der Bediente den Auftrag bekommen, mich einzuladen. Der Bediente aber war neu und konnte meine Wohnung nicht finden, und so mußte ich wegbleiben. — Geduld, Bärbelchen, wenn ich einmal auf der Reise bin und eine neue Welt sehe, und vielleicht Berlin selbst aus der Entfernung mir neu erscheint, dann werden meine Briefe länger werden. So lang, so lang! Werden wir uns viel zu erzählen haben? Auf einem Dampfschiffe an einem schönen Maitage, müssen wir uns wiedersehen. Adieu, Holde, liebe, Gute. Adieu wilder Husar.

Dein Charles.

Nr. 20 erhalten.

---

20) Berlin. Sonntag d. 13. April 1828.

Lieber Engel, Deinen Brief Nr. 21, geschrieben den 8. April, hätte ich schon gestern haben können, habe ihn

aber erst heute erhalten. Wie geht das zu? Ach, Gott nein, ungeduldig bin ich nicht, ich möchte nur, wenn Du von Frankfurt weggehst, keinen Tag später mit Dir zusammentreffen, als auszuführen wäre. Die Blicke und die Hände sind holder und freundlicher als je, und ich werde alle Tage ein lieberer Börne. Meine Abreise wird sich noch um eine Woche wenigstens verzögern und ich komme durch meine Schuld in eine dumme Verlegenheit. Aus einem einfältigen Geiz, ja keine Paar Thaler Miethe zu verlieren, wenn ich früher als Ende April abreisen sollte, habe ich es auf übermorgen den 15ten aufgekündigt, und jezt ist es weiter vermiethet und ich muß auf so kurze Zeit wieder ins Wirthshaus ziehen. Ich war so verdrüslich darüber, daß ich vor einigen Tagen beschloß mich schnell reisefertig zu machen, um Dienstag abzugehen, da bekam ich unglücklicher Weise nach leichten Zahnschmerzen ein dickes Gesicht, mußte vorgestern und gestern das Zimmer hüten und werde auch heute noch nicht ausgehen können. Dadurch wurde ich verhindert, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Die Herz hat mir höchst eigenhändig ein Kräutersäckchen gemacht, und die Julie, als sie erfuhr, daß ich alte Leinwand suche, hat sie mir ihren Mann geschickt, und mir auf ihre witzige Art, alle Lumpereien anbieten lassen, die sie im Hause habe. Das Wetter fängt übrigens an, gut zu werden. Nach Hannover will ich recht gern reisen, es kömmt nur darauf an, wie lange Schmidt noch dort bleibt? Vielleicht könnte ich erst in den ersten Tagen des Mais dort ankommen. Schreibe mir das also genau. O Bärbelchen, was bist Du eine schlechte Geographin! Nach Bremen soll ich reisen, das nur wenige Meilen von Hamburg entfernt ist. Es wäre mir selbst interessant Hannover kennen zu lernen, und es kömmt also darauf an, ob Schmidt nicht zu schnell von dort abreist. Das

war wirklich ein treffender Witz von Heß. Schreibe mir doch, wie es mit Kirchners Gesundheit aussieht. Wenn Dir etwa Lindenau sagt, daß ich von seinem Vater die 120 Thaler noch nicht eingenommen, so erklärt Dir das, daß ich einige Tage nicht aus war. Es eilt ja nicht. Das ist ein himmlischer Gedanke zuweilen eine ironische Lustpartie vom Rhein nach Frankfurt zu machen. Ich werde dann ganz vergnügt, wie ein steifer Engländer durch die Straßen gehen und mir die Häuser ansehen. Satan, willst Du Dir denn das dumme Zeug von einem Gütchen kaufen nie aus dem Sinne schlagen? Wie soll sich das denn verinteressiren? Ich sehe voraus, das Weib ruinirt mich. Mendelssohn hat ein großes Gut am Rhein, mit Waldung, Wiesen, Weinberg, und er sagt mir, es bringe ihm gar nichts ein. Nur daß er frei wohnt, einige Flaschen Wein zieht, und Obst zum Einmachen für den Winter. — Mit meiner Freundin Saaling geht es immer besser. Wir haben uns wechselseitig ganz förmlich, unsere — Freundschaft erklärt. Aber das ist doch nur ungesäuertes Brod gegen Dich. Es giebt keine Person, mit der man besser einen Roman spielen kann als mit ihr. Sie ist selbst ein ganz fertiger Roman. Ein wunderliches Gemisch in ihr von Wahrheit und Dichtung. Und in eine solche Rolle einzugehen bin ich ganz der rechte Mann. Ich treibe wahre Styl- und Deklamirübungen mit ihr. Glaube aber nicht, daß das Heimtücke ist; das macht sich so mit dem besten Willen, und ob ich gleich ihr aufrichtiger Freund bin. — Wenn*) Du Dich gut aufführst, und verschwiegen bist, theile ich Dir auch in meinem nächsten Briefe einige zwischen mir und Mariane gewechselte Billets mit. Die

*) Vorher habe ich eine große Stelle gestrichen.

sind wie gedruckt. Anliegendes*) habe ich aus begreiflichen Gründen vom Briefe getrennt. Adieu. Engel. Dein heutiger Brief hat mir besonders Freude gemacht.**) Charles. Nr. 21 erhalten. Aber warum einen Tag zu spät. Die Schuld kann nur an Dir liegen. — Schreibe mir nur unter der gewöhnlichen Adresse hierher. Ich werde zwar übermorgen ausziehen, mein Brief wird mir aber gehörig besorgt.

---

21) Berlin Mittwoch d. 16. April 1828.

Wir wollen sehen, wer gewinnt, Jeanettchen, wir wollen sehen, wer die kürzesten Briefe schreiben kann. Also nicht warten auf Schmidt, sondern allein von Frankfurt weg. Das ändert aber die ganze Sache. Jezt hätte ich zu bestimmen, wann und wo wir uns treffen sollen am Rhein. Das kann ich aber auf dem Wege erst, wenn ich Berlin hinter mir habe. Auch mache ich mich jezt fertig, das Wetter ist Sommerlich. Ich denke in Mainz treffen wir zusammen. Es wäre sehr liebenswürdig von der Fanny Ochs, wenn sie Dich begleitete. Es würde mich ganz glücklich machen. Die guten Kraus sind doch etwas langweilig. Wenn aber weder die Eine noch die Andere mitgingen, wer dann? Engagire niemand Drittes, ohne mich vorher um Rath zu fragen. Ich habe hier sehr meinen Geschmack ausgebildet, ich bin äußerst delikat in der Wahl der Gesellschaft geworden, und es wird nöthig seyn, daß ich Dich selbst noch etwas filtrire. Also Dich jezt in Ordnung gebracht, reisefertig gemacht, und aufgepaßt wenn ich kommandire: marsch! — Ich glaube nicht, daß ich nach Hannover gehe. Wohl nur nach

*) Dem Original liegt nichts bei.

**) Hier sind einige Worte unleserlich gemacht.

Magdeburg, und von da nach Cölln oder Coblenz. — Das Geld von Lindenau ist einkassirt. — Ist es wahr, daß Ihr Ostern in Frankfurt Schnee gehabt? — Heute Mittag bin ich wieder mit Hegel eingeladen. Ich hoffe, daß er mir diesesmal nicht entwischt. — Die Heyse erzählte mir, ihre Nichte die Frau von Rothschild, habe den Dr. Christ als Accoucheur angenommen. Hat das nicht etwas Neid erregt bei Mappes, Reis?*) — — — Wie froh bin ich, daß Du mir geblieben. Wirst Du den Sünder, der reuig zu Deinen Füßen fällt wieder aufnehmen?**) — — — — — Und der liebe Börne, läßt jezt wie ein geschlagener Pudel Schwanz und Ohren sinken, und duckt sich, und schleicht sich weg. Ist das nicht artig von der Schickung? Aber Du glaubst es nicht, was sie für eine Närrin ist. Es läßt sich schriftlich gar nicht auseinander setzen. Es jammert einen. Die vielen Schmeicheleien, die sie theils freiwillig bekommen, theils zu erpressen wußte, haben ihr den Kopf verrückt. Sie ahndet nicht, daß sie ganz verblüht ist, beträgt sich wie ein junges Mädchen, und spricht nur von ihrer Kindheit, nie von ihrer Jugend. Sie versteht einem Weiß zu machen, daß man sie lieb habe. Göthe hat das treffliche Wort: Anempfindlerin erfunden. Sie ist eine. Die Arme, die Unglückliche! In wenigen Jahren ist sie ein Spott der ganzen Welt, sie ist es jezt schon vieler. Sie ist ein lehrreiches Opfer der Schwäche und Eitelkeit. Ich möchte alle junge, schöne Mädchen um sie her versammeln, und ihnen sagen: Seht, das ist das Loos einer Empfindlerin, die mit ihrem eigenen Herzen so lange spielte, bis es fiel

*) Hier sind einige Worte unleserlich gemacht.

**) Eine nun folgende sehr ausführliche Stelle über M. S. ist von mir gestrichen.

und brach, und mit fremden Herzen, bis sie entrollten und nicht mehr zu finden waren. Ich umarme Dich, Bärbelchen, Du reine, unverführische, schöne Seele.

Meine neue Wohnung: Französische Straße Nr. 53. Deine Nr. 23 gestern, habe ich richtig in meiner jeztigen Wohnung erhalten. Charles Dupe.

Heute habe ich zum erstenmale kein Feuer.

---

22) Berlin. Freitag. 18 April 1828

Wir schreiben Briefe, wie zwei rechte müde Gäule, die sich in den Stall sehnen. Mich hält eigentlich hier nichts mehr zurück als die Faulheit meine Sachen in Ordnung zu bringen, Abschiedsbesuche zu machen u. dergl. Das Wetter ist gut. Du irrst ich aber, wenn Du glaubst, ich sei aus Unbeständigkeit Berlins überdrüssig geworden. Es gefällt mir immer noch. Aber so lieb es mir ist, bist Du mir denn nicht noch lieber? Und wie sollte ich nicht ungeduldig werden, wenn unser Zusammentreffen so nahe ist. Nach Hannover kann ich auch jezt nicht mehr, selbst wenn ich wollte. Du verrechnest Dich ganz in der Zeit. Reise ich gegen das Ende künftiger Woche von hier ab, und bleibe nur wenige Tage in Magdeburg, Cassel — wird es Mitte Mais bis ich an den Rhein komme. Ich reise ja langsam mit dem Hauderer. Auf diesen Brief, kannst Du mir immer noch hierherschreiben, das wird aber gewiß der lezte seyn. — Nicht zu vergessen. Packe einige Betttücher u. Handtücher zu meinem Gebrauche für Ems ein. Wenn es noch Zeit wäre, möchte ich gar zu gern, daß Du mir 2 Badehemden von Leinwand bestelltest. Du weißt Du wie sie gemacht werden? Sehr lang und weit u. weite Ermel, u. vorne offen. Die Leinwand braucht nicht von der feinsten zu seyn. Solche Badehemden sind

zum Abtrocknen sehr bequem. — Auf eine meiner wichtigsten Fragen hast Du mir nicht geantwortet. Sind meine Bendelschuhe in Frankfurt, oder sind sie mir hier gestohlen worden? Wenn lezteres schreibe mir's, damit ich von hier welche mitnehme, denn in Ems kann ich solche, Morgens an den Brunnen u. ins Bad zu gehen nicht entbehren. — Wenn Reingamus 2000 fl. oder eine dem nahe kommende Summe nähme, dann wäre er so niederträchtig als sein Bruder. Tausendmal lieber gar nichts. Wenn ich zurückkomme, lasse ich mich durch nichts, und auch von Dir nicht abhalten, etwas von Rgn. u. meiner Erbgeschichte in das Morgenblatt zu bringen. Ich werde das schon anzuknüpfen wissen.*) — Der Taschenspieler der mich für einen Dummkopf angesehen, ist ja der nehmliche, der auch hier den Streich mit dem Bauer gemacht. Ich habe Dir das zu schreiben vergessen. Zu einem Romane hätte ich wirklich große Lust. Aber mein Gott wie viel fehlt mir dazu, wie viel Talent, wie viel Stoff. Ich bin aber jezt zu diesem Zwecke sehr aufmerksam auf meine Bekanntschaften. Die M. S. ist ein Studium, ich lese sie und durchblättere sie wie ein Buch. Das ist ihr Glück, sonst misfiele sie mir im höchsten Grade, ja täglich mehr. Wie nöthig ist doch den Weibern Verstellung, Bekleidung. Wie häslich ist es wenn sie sich zeigen, wie sie sind. Nie ist mir ein Frauenzimmer vorgekommen, das so unbesonnen, so leichtsinnig, so taktlos — ich muß das harte Wort gebrauchen so schamlos wäre. Doch hoffe ich, Du werdest das nicht misdeuten, und den Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinn nehmen, sondern im mahlerischen, wie ich ihn mir gebildet. Wenn die Fanny Ochs mit Dir

*) Hier sind drei Zeilen unleserlich gemacht.

an den Rhein käme (im Vertrauen, ich möchte sie im Geheim abkonterfeyen) würde ich Euch vier Wochen lang von der M. S. unterhalten können. — Sey nur ruhig, ich will keine Wäsche kaufen, ich erschrecke vor Deinem Mordspektakel, ich fürchte Dich mehr als den Teufel. — Noch einmal meine Adresse: Französische Straße 53. Ich wohne im nehmlichen Hause als Robert. So sehr misfällt mir die schöne Madame, daß ich, während meines hiesigen Aufenthalts erst zweimal den Abend bei ihr zugebracht, und daß ich, seit ich im Hause wohne, sie noch gar nicht besucht habe. Von Robert sagte mir neulich Einer, was ich früher gesagt, nur noch besser. Er sei: ein ausgebrannter Krater, der nie gebrannt habe. — Neulich war ein Erdbeben hier in der Nacht. Als ich Morgens aufwachte, lag meine Nachtmütze auf der Erde, die mir der Erdstoß vom Kopfe geworfen hatte. Dein treuer Charles und lieber Börne. Nr. 23 erhalten.

---

23) Berlin Montag 21. April 28.

Ich küsse Dir aufs Zärtlichste die Hand, theuere Freundin, für die Piqueweſten die Du für mich hast machen lassen. Auch soll der erste Dintenflecken den ich darauf mache, Dir gewidmet seyn. Ich will es abwarten, ob ich zu Hannover noch Neigung bekomme, ich glaube es aber nicht. Ich denke Ende dieser Woche abzureisen. Schreibe mir nicht mehr nach Berlin. Es wäre freilich verdrüslich, wenn ich, einige Tage länger hierbleibend, Deine Briefe entbehren müßte, aber so ist es mir immer noch lieber, als wenn einer Deiner Briefe mich hier nicht mehr träfe. Schreibe mir nach Empfang dieses, Postrestant nach Magdeburg. Ich werde Dir in den gewöhnlichen Zeitfristen schreiben, also wahrscheinlich

Donnerstag noch einmal von Berlin. Du aber schicke mir, außer dem einen Brief nach Magdeburg, keinen andern, bis Du weitere Nachricht von mir bekömst. — Vor der Anzeige im hiesigen Wochenblättchen hättest Du Dich nicht zu ängstigen. Das kömmt nicht nach Frankfurt und wird auch hier nicht gelesen. Es erscheinen täglich wenigstens 12 Blätter davon, und da ist man unter Austern, Gänsebrüsten, Steckbriefen, Auktionen, und hundert tausend andern Anzeigen so versteckt, daß uns keiner fände. Es ist kein Wochenblättchen wie das Frankfurter, es ist ein Buch. — Was hatten wir drei Nächte hinter einander für schrecklichen Gewitter![102]) Ich habe so etwas noch nicht erlebt, ich meynte die Welt würde untergehen. Beim Gewitter das Freitag Abend statt fand, hatte ich auch noch ein artiges Abendtheuer, das zwar romantisch war, aber gegen alle Aesthetik zugleich antik, denn es begegnete mir, mit einer alten Frau, mit der 55jährigen Varnhagen. Wir fuhren um 11 Uhr Nachts aus einer Gesellschaft nach Hausse, in einem Regen der einer Sündflut glich. Die Straßen waren überschwemmt, das Wasser, das nicht schnell genug ablaufen konnte, bildete Seen und Flüsse, und die Strömung war so stark, daß der Kutscher Mühe hatte, durchzukommen. Es war ein halber Wagen vorn ohne Leder, und der Wind trieb uns den Regen ins Gesicht. Wir wurden durchnäßt als wären wir zu Fuße gegangen. Jetzt plötzlich geschah ein Donnerschlag — ich glaubte es wäre einer — es war aber das Krachen des Wagens, der gebrochen und umgefallen war. Da lagen wir, in dem fürchterlichen Wetter, und über und unter uns nicht als Wasser. Wir mußten aussteigen, die Varnhagen hatte ganz den Kopf verlohren, und ich wollte mich zu todt lachen. Wir suchten das erste beste bekannte Haus auf, schellten die Leute heraus die schon schliefen, und da zog

sich die nasse Hexe in meiner Gegenwart von Kopfe bis zum Fuße trocken an und ich sang: was hab ich gesehen, was hab ich gesehen! — Vergangenen Freitag war hier eine große Feyer zum Gedächtnisse Albrecht Dürer,[103]) mit Reden, Deklamation, Musik und Gastmahl. Die große Musik, eine Art Oratorium von Felix Mendelssohn soll vortrefflich gewesen seyn. Ich war nicht dabei, ich fürchtete die Hitze. — Vergesse nicht ehe Du weggehst, meine im Mai fälligen Wechsel zu realisiren, und Dir die Verfallzeit der neu zu kaufenden gehörig zu merken. — Rede mir nicht mehr von der M. S., das ist ein schwaches eitles unweibliches Weib, und ich schäme mich, daß ich mich von ihrem empfindsamen Flitter eine Weile lang habe verblenden lassen. — Jezt ist's warm wie im Sommer und ich werde gutes Reisewetter haben. — Der Fanny Ochs schreibe ich gewiß noch, lasse sie nur nicht merken, daß Du mir über meine Nachlässigkeit Vorwürfe gemacht. — Hattest Du denn keine Lust Dich mahlen zu lassen? Wie glücklich hätte mich hier Dein Bild gemacht! Und wozu das Geld sparen! Denken wir uns, ich hätte auf der Reise so viel mehr gebraucht. Wäre nicht noch Zeit dazu? Es würde mich gar zu glücklich machen. — Aber daß nur Deine Abreise dadurch nicht verzögert werde. An Dir liegt mir immer noch mehr als an Deinem Bilde. — Schon einige Male, daß ich mit der Herz von Dir und Deiner zarten Weiblichkeit sprach, kam sie in Verlegenheit. — — — —*) ich hatte meine Freude daran. „Ja die Wohl — sagte sie dann — das ist Ihr Ideal. So ist nicht Jeder." —

Dein Charles mehr als je.

Nr. 25 erhalten.

---

*) Einige Worte unleserlich gemacht.

24) Berlin Donnerstag d. 24. April 1828.

Bärbelchen mein, ich grüße Dich fein. Als ich gestern Abend spät nach Hausse kam und zu Bette ging, und wie gewöhnlich einige Bücher auf meinen Nachttisch legte und bald das Eine bald das Andere nahm, mit der Langeweile wechselnd, da — lag plötzlich wie durch einen Zauber, Dein holder Brief unter einem Buche, den wahrscheinlich meine Wirtin hingelegt, und den ich ohne ihn zu bemerken mit Büchern bedeckt hatte. Ich bedeckte ihn mit Küssen. Da mußte ich aber wieder aus dem Bette, eine Scheere zu holen. Dann las ich ihn und lachte daß mir der Kopf schmerzte. Du bist das komischte Aeffchen, das man nur finden kann. Ueber Deine Angst, der entschlüpften 2½ Prz. wegen, mußte ich lachen. Ich sah das Mäuschen in der Falle, ich hörte es pfeifen. Jezt ist alles zu spät. Ich werde mich nach der Decke strecken, ich werde zu Fuße reisen meinen Koffer auf den Rücken nehmen und mich ernähren von den Wurzeln des Waldes. Daran ist Deine Schwatzhaftigkeit schuld. Ein anderes Mal sei vorsichtiger und überlege was Du sprichst. Deine Briefe habe ich alle erhalten auch Nr. 22. — Nein, ich bin nicht unschlüssig, ich gehe nicht nach Hannover. Das ist mir zu weit, zu nordisch. Ich schmachte nach dem Rhein und Dir, und wenn Du zu lange zauderst, komme ich einmal des Nachts mit einem Wagen und zwei Banditen vor Dein Haus und entführe Dich. Die Tante! ach, die Tante! Die kann den ganzen Rhein zu Meerwasser machen, die kann ihn versalzen. Ich meyne auf jeden Fall, es wäre zweckmäßiger Du nähmest ein Frauenzimmer mit. Wir wären dann freier, unsern eigenen Weg zu gehen. Wenn Fanny Ochs nervenschwach und reizbar ist, wäre ihre Gesellschaft freilich bedenklich. Dann wären Kraus vorzuziehen. Von diesen aber wäre die Marie mir am liebsten. — Ich warte hier

noch Deinen Brief ab, den ich Samstags morgen bekomme, und reise dann Sonntag ab nach Magdeburg, welche Reise 2 Tage dauert. Dort bleibe ich ein oder 2 Tage, und gehe dann nach Cassel. Du schreibst mir also nicht und nirgends mehr hin, bis ich weitere Nachricht gebe. (Außer den verabredeten Brief, den ich in Magdeburg erwarte.) Es kann seyn, daß ich Dir, durch Geschäfte verhindert, von hier gar nicht mehr schreibe, und überhaupt vielleicht ein Paar Tage später als die gewöhnliche Zeit. Das möge Dich dann nicht beunruhigen. — Ich habe vergessen Dich um Erlaubnis zu fragen, ob ich das Deckbett hier in Verwahrung zurücklassen dürfe. Jezt ist zu spät, ohne Deine Erlaubnis wage ich diesen Schritt nicht, und ich muß es mitnehmen, ob es mir zwar sehr lästig ist. Einige andre alte Sachen, gebe ich der Herz zu verwahren. — Der Sachs[104]) mit seinem Roman! Das mag ein schöner Roman seyn! Ich bin froh, daß er verlohren. Ich erinnere mich dessen nicht; doch recht gut meiner Kleiderlosigkeit in Heidelberg. Darum ängstige Dich nicht wegen der verrathenen 2½ Prz. Ein Baruch läßt nicht von Art, und ich werde nicht knausern auf meiner fernern Reise. Ich habe mich mit meinem Gelde verrechnet und werde mir wahrscheinlich nach Kassel noch welches müssen schicken lassen. — Die arme Constantin! Ich habe es ihr in die Hand versprochen, ihr zu schreiben. Sie bat mich wie ein Kind darum und ich habe nicht Wort gehalten. Darum der Frühling einer Unglücklichen! Alles verliebt sich in mich, es ist gar zu traurig. — Ich begreife gar nicht, wie sich Rüppel[105]) um mich interessieren kann. Hat man denn in Aegypten auch meine Waage gelesen? — „Mai-Tage am Rhein" werden geschrieben für das Morgenbl. und darin will ich meine Berliner Gedanken anbringen. Ich schlürfe den Rhein in meinem Geiste, es erquickt mich

wie ein Bad, wenn ich nur daran denke. Nur ein Berliner kann den Rhein voll genießen, und das Entzücken der Berlinerinnen in Rüdesheim, von dem man uns erzählte, wird mir jetzt ganz begreiflich. — Professor Zimmern?[106]) Ich will es der Fügung anheim stellen. Die Pandekten in Ems — das kann interessant werden. — An 6 Orten hat es hier in der Stadt neulich eingeschlagen. Ein Offizier ist vom Blitze getroffen und blind und taub geworden — unheilbar. Nr. 25 erhalten. Dein guter Charles, Dein lieber Börne.

---

25) Berlin d. 26. April 1828 (Samstag)

In Erwartung Deines heutigen Briefes, will ich unterdessen den Meinigen anfangen. Ich dachte morgen abzureisen, aber es geschieht erst Montag oder Dienstag. Ich kann gar nicht fertig werden. Unterdessen entbehre ich Deine Briefe. Das ist recht traurig, aber es war nicht zu ändern. Aloys Schmidt hat mir gestern sehr freundlich geschrieben, ich möchte kommen, bei ihnen wohnen, sie wollten mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Auch Auguste hat einige Zeilen beigefügt. Ich habe ihnen heute geantwortet, es ginge nicht an. Ich habe gar keine Lust dazu. Ich will am Rhein unser Wiedersehen abwarten. Wahrscheinlich bleibe ich in Bonn, biß Du mir bestimmst, wo wir uns treffen sollen. Auch liegt mir viel daran auf meiner Durchreise, mir in Ems frühzeitig ein Logis zu bestellen. Ich habe immer so schlecht gewohnt. Von Magdeburg aus, bestimme ich, wohin Du mir ferner schreiben sollst. — Gans hat mir erzählt, ein medizinischer Professor aus Jena, der gegenwärtig hier ist, habe ihm vertraut, Professor Zimmern sei recht bedeutend krank, er sei nahe daran die Schwindsucht zu haben. Siehst Du nun wie gefährlich das Arbeiten ist und wie

gesund das Müßiggehen? — Jezt ein anderes Kapitel. Ich zittere davon zu sprechen. Du wirst zanken, Du wirst toben wie ein Unhold. Aber nur sachte, sachte. Du weißt ich bin Dein Sklave und thue und lasse was Du willst. Aber reden darf ich doch; darf doch jeder arme Hund bellen, wenn man sich auch nicht darum bekümmert. Ich brauche für meine gestohlene schwarze Weste und Beinkleider neue, ich habe nur ein Paar Beinkleider, die ich beständig trage. Willst Du mir bei Bahr welche machen lassen und sie mitbringen ist es gut. Willst Du nicht, ist es auch gut, ich drehe mich auf dem Absatz und singe: ach, wäre ich ledig geblieben! — Sonntag d. 27. April. Deinen Brief Nr. 26 den ich gestern erhielt, konnte ich gleich zu beantworten keine Zeit finden. Du bist aber sehr unfreundlich, Du bist sehr unbekümmert um meine Wünsche. Wie oft habe ich Dich nicht gebeten, mir zu schreiben, ob meine Bendelschuhe zu Hause sind, und Du hast mir immer noch nicht darauf geantwortet. Sind meine Bendelschuhe zu Hause? Dann bringe sie mit. Ich bitte Dich vergesse das nicht. Ich kann in Ems die Bendelschuhe nicht entbehren. Sollten sich aber in Frankfurt keine finden, so schreibe mir's, daß ich mir neue Bendelschuhe machen lasse. — Ich werde, weil Du es wünschest den Koffer in den Wagen nehmen. Freilich bleibt dann kein Platz für mich, und ich werde mich hinten müssen aufbinden lassen. Es ist aber besser, daß ich gestohlen werde als der Koffer. Was meine Reisegesellschaft betrifft, so hat sich gestern eine für mich gefunden, die Dir zwar angenehm seyn wird, weil es ordentliche Leute sind, die mir aber etwas lästig ist, weil es Frauenzimmer sind, die ich beobhuten und artig behandeln muß. Es ist nehmlich die Schwester des Dr. Heise, die erst gestern von Magdeburg, wo ihre Eltern wohnen, zum Be-

suche ihres Bruders hier angekommen ist, und noch ein anderes junges Frauenzimmer, eine Wittwe von 19 Jahren. Diese reisen ohne männliche Begleitung Mittwoch nach Magdeburg zurück. Ich wollte morgen schon abreisen. Man hat mich aber so dringend gebeten, meine Reise noch 2 Tage zu verschieben, daß ich es schicklicher Weise nicht abschlagen konnte, da mich Heise so sehr freundschaftlich in seinem Hause behandelt hat. Muß ich da nun zwei Tage artig seyn, und ich dachte doch, mich von Berlinischer Feinheit zu erholen. Aber am traurigsten ist, daß ich jezt fast 8 Tage lang keinen Brief von Dir habe. Daran ist doch auch wieder Deine Ängstlichkeit schuld die mich angesteckt hat. Ich hätte Dich immerzu sollen nach Berlin schreiben lassen. Wäre ich auch früher abgereist, wäre mir der Brief nachgeschickt worden. Aber ich wagte es nicht. Jezt finde ich nun etwa künftigen Freitag einen Brief in Magdeburg, und dann muß ich wieder 8 Tage auf einen andern warten, weil ich nicht bestimmen kann, wohin Du mir schreiben sollst. Was mich das verdrüslich macht! — Auf baldigen Brief von mir kannst Du kaum zählen. Mittwoch reise ich ab und komme Donnerstag Nachmittag in Magdeburg an. Dort schreibe ich, doch wahrscheinlich früher von Berlin oder dem Wege, wenn ich die Zeit dazu finde. Die weibliche Reisegesellschaft liegt mir wie Blei in den Gliedern. — Fange nur Deinen nächsten Brief gleich an, daß er recht lange werde.

Dein guter, treuer Charles.

---

26) Berlin. Dienstag d. 29. April 1828.

Morgen also, geliebtes Bärbelchen, reise ich ab. Ich werde diesen Brief morgen in Potsdam auf die Post legen, so daß Dich das Postzeichen von meiner wirklichen Abreise benachrichtigen wird. Wie freue ich mich in Magdeburg

einen Brief von Dir zu finden. Schreibe mir gleich nach Empfange dieses, nach Cassel, Postrestant, und zwei Tage später noch einmal dahin. Ich werde mich 4 bis 6 Tage in Cassel aufhalten. Ich habe sehr nöthig Geld. Bitte mir nach Cassel welches zu schicken. Entweder durch Anweisung, oder baar, oder (was mir am besten dünkt,) 2 funfzig Thaler Tresorscheine in einen Brief gelegt. Der Brief müsste recommandirt werden. Überlasse es dem Samuel, wie er mir am schnellsten und sichersten 100 Thaler dorthin besorgen will. — Ich werde wie der verlohrene Sohn, ohne Geld und Strümpfe zurückkehren. Ach! was sehen meine Strümpfe aus. — — Ich komme so eben von der alten Herz, von der ich Abschied genommen. Sie reichte mir die Wang zum Kusse. Als ich vor 25 Jahren in Thränen zerfließend von ihr ging, und ich kein einziges Wort vor Rührung sprechen konnte, da war ich 17 Jahre alt, sie in ihrem Sommer, ich liebte sie und durfte damals nur ihre Hand küssen. Und jezt! Il vaut mieux jamais que tard! — Abends 11 Uhr. Ich habe diesen lezten Berliner Abend bei M. S. zugebracht. Die jungen Damen mit welchen ich Morgen früh nach Magdeburg reise, sind sehr liebenswürdig, und die kleine Mühe, die mir das Reisen mit Frauenzimmern macht, wird mir reichlich vergolten werden. Es ist mein Glück, daß ich diesen langweiligsten aller Sandwege in schöner Gesellschaft mache. Adieu, Adieu. Den 6. Mai ist mein Geburtstag. Schreibe mir an diesem Tage, wenn es nicht für ihn geschehen kann einen lieben langen Brief. Die Mariane hat mir beim Abschiede die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen. Welche Farbe dieser Schillertaffet hat, das weiß ich nach zehen Wochen immer noch nicht. In Magdeburg schreibe ich wieder. Dein Charles.

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 4.) J. Fürst, später Herausgeber der Erinnerungen der H. Herz, Berlin 1850. Er war ein Literat, von dem wenig bekannt ist; er muß sehr lange in Berlin gelebt haben, ohne eine hervorragende Stellung einzunehmen. Mit dem bekannten Leipziger Orientalisten J. Fürst darf er nicht verwechselt werden. In der Originalausgabe war der Name ausgelassen.

[2]) (Zu S. 4.) Dr. Goldschmidt, Frankfurter Advokat, durch seinen Scharfsinn und Witz berühmt.

[3]) (Zu S. 4.) Denkrede auf Jean Paul, zuerst im „Morgenblatt" 1825, 9./10. Dez. Sie war am 2. in Frankfurt gehalten worden.

[4]) (Zu S. 4.) Henriette Sontag in Frankfurt (1826), jetzt in den Ausgaben der „Dramaturgischen Blätter". B. hat später in seiner Abrechnung mit Wilibald Alexis im „Häringssalat" die Begeisterung der Berliner über diesen Aufsatz geschildert. Vgl. Einl.

[5]) (Zu S. 5.) Oelsner, Konr. Eng., geb. 13. Mai 1764, gest. 20. Dez. 1828, Arzt, Publizist, vielseitig literarisch tätig. Er lebte lange Zeit in Paris, z. T. in diplomatischer Stellung, der er 1825 entsagte. Er war ein intimer Freund Varnhagens. — „Deinen Hans" (zu S. 5 Z. 14) bezieht sich nicht etwa auf Börne, sondern Heine; dessen Sonette an Frau Robert (über die und ihren Gatten die Einl. zu vergleichen ist) werden später nochmals erwähnt.

[6]) (Zu S. 5.) Friedrich Heinrich K. Baron de la Motte Fouqué, geb. 12. Febr. 1777, gest. 23. Jan. 1843, romantischer Dichter; vgl. die Einl. Er lebte bis zum Tode seiner Frau (vgl. Anm. 93) abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Neunhausen bei Rathenau.

[7]) (Zu S. 5.) Lindenau, der Begleiter Börnes von Frankfurt nach Berlin, wahrscheinlich, wie aus späteren Stellen hervorgeht, ein junger Kaufmann.

[8]) Zu S. 5. Wahrscheinlich Seidel oder Schneider, da B. A. Weber schon 1822 entlassen und 1824 gestorben war.

[9]) Zu S. 5. Spiro, sicher der spätere Schwager Börnes, Mann seiner Schwester. Der Name war in der Originalausgabe weggelassen. Den Sohn des Genannten traf B. in Berlin, wußte aber nichts sehr Erfreuliches von ihm zu berichten. (Vgl. S. 12.)

[10]) (Zu S. 5.) Staatsrätin Uhden, die Gattin des Staatsrats im Kultusdepartement J. D. F. O. U., 1763—1835, der auch eine Anzahl gelehrter antiquarischer Beiträge in den „Abhandlungen der Berliner Akademie" veröffentlichte. Uhden war zweimal verheiratet; die erste Gattin veranlaßte ihn, 1809 Rom zu verlassen (vgl. Euphorion I, S. 366); die zweite war eine gebildete Dame, die einmal Goethe besuchte (dessen Tagebuch 19. Sept. 1827). Sie (oder die erste?) stand auch Iffland nahe; (vgl. meine Iffland-Briefe, 1904, S. 216, 319). Nach der Äußerung unseres Textes muß sie eine Frankfurterin gewesen sein oder eine in Frankfurt wohnende Schwester gehabt haben.

[11]) (Zu S. 6.) Hotho, Heinr. Gust., geb. 22. Mai 1802, gest. 24. Dez. 1873, Ästhetiker, Kunsthistoriker, Professor an der Universität, später Direktor des Kupferstichkabinets. Er war ein eifriger Schüler Hegels und mit seinem Meister an der Begründung der „Jahrbücher" hervorragend beteiligt.

[12]) (Zu S. 6). Frau Levi, jedenfalls Frau Sarah Levi, eine Tochter des Bankiers J. D. Itzig. Sie war eine reiche und angesehene Frau, die lange Zeit einen Mittelpunkt der Berliner Geselligkeit bildete.

[13]) (Zu S. 6.) Reiß, Michael, nicht der bekannte Mathematiker (1805—69), der 1822 kurze Zeit in Berlin zugebracht hatte, sondern Arzt, 1818 in die Reihe der Frankfurter Ärzte aufgenommen. 1828 wohnte er im Quartier A 162 (Fahrgasse). Diese Anmerkung, wie manche andere auf Frankfurter Persönlichkeiten bezügliche, verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Dr. Krakauer in Frankfurt.

[14]) (Zu S. 7.) Varnhagen v. Ense, der bekannte Publizist, und seine Gattin Rahel Levin, die berühmte geistreiche Frau; vgl. die Einl.

[15]) (Zu S. 7.) „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissensch. Kritik", Heidelberg 1827.

[16]) (Zu S. 10.) Reinganum, Anwalt Börnes, später Herausgeber seiner Werke, der sich als Jurist und Politiker einen bedeutenden Namen machte.

[17]) (Zu S. 11.) Jedenfalls ein Prozeß der Theaterdirektion gegen Börne. Vgl. Brief Nr. 4, Anfang, oben S. 19.

[18]) (Zu S. 11.) Es ist nicht bekannt, daß damals unter den Frankfurter Juden eine Taufepidemie herrschte (vgl. Anm. 27); sollte etwa Frau W. mit der Frage gemeint sein, deren Verbleiben beim Judentum ein Hindernis für die Ehe mit B. war?

[19]) (Zu S. 11.) Die Genannten sind vermutlich Verwandte der Adressatin. Frau Schnapper (Fanny) war eine Schwester der Frau Wohl, geb. 1788, gest. 1840; der Mann der ersteren Mose Meyer Schn., 1782 bis 1826, ein naher Verwandter des Vaters des im vorigen Jahre verstorbenen Statistikers und um Börne hochverdienten Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. — Louis, wahrscheinlich Louis Ochs, dessen Schwester Fanny Ochs, geb. 17. Juni 1800, die den Pfarrer Hormuth in Heddesbach später heiratete, in unseren Briefen sehr häufig erwähnt wird. Andere Töchter aus dem Hause Ochs heirateten die auch in diesen Anmerkungen mehrfach genannten Dr. Mich. Reiß und Dr. Stiebel. — Walther muß ein Verwandter oder Bekannter der Frau Wohl gewesen sein. In einem ihrer Briefe (Febr. 1831) heißt es: „Der Walther soll ungeheures Geld durch die letzten Ereignisse verloren haben." (Mitteilungen von Frau Dr. Schnapper-Arndt in Frankfurt.)

[20]) (Zu S. 11.) Karl von Holtei, der bekannte schlesische Dichter. Über sein Zusammentreffen mit B. in Weimar und seinen oft besprochenen Versuch, B. zu Goethe zu ziehen, handelte zuletzt M. Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner, 1904.

[21]) (Zu S. 12.) K. Fr. Zelter, der bedeutende Musiker, Goethes intimer Freund, Lehrer von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

[22]) (Zu S. 13.) Dr. Neuburg. Gemeint ist wohl der junge Dr. J. G. Neuburg, Jurist, der am 13. Dez. 1818 den Bürgereid leistete, nicht der ältere (Vater des Vorigen), gleichfalls J. G. N., Arzt, der 1781 promovierte und 1791 als Arzt zugelassen wurde. Beide wohnten im Quartier J. 206 (Krakauer).

[23]) (Zu S. 13.) Schwester des alten Mendelssohn, Henriette. Sie war beim General Sebastiani gewesen und wurde wegen ihrer Bildung und Frömmigkeit gleich gerühmt. Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten spricht manchmal von ihr; vgl. auch S. Hensel, Die Familie Mendelssohn, passim.

[24]) (Zu S. 14.) Natürlich kein Mitglied der reichen Bankiersfamilie, sondern ein beliebter Lehrer; vgl. Krakauer in „Geschichte der Judengasse in Frankfurt a. M.", erschienen in der „Festschrift des Philantropin", Frankfurt 1904, S. 414. 415. Hier ist der Sohn des Genannten gemeint.

[25]) (Zu S. 14.) Heinrich Beer, der Bruder des Musikers Meyer Beer und des Dichters Michael Beer.

[26]) (Zu S. 14). Breidenbach, entweder Wolf. Br. (gest. 1829), der um die Aufhebung des Judenleibzolls hochverdiente Mann, oder dessen Sohn M. W. August Br. (geb. 1796), namhafter hessischer Jurist.

[27]) (Zu S. 14.) Vgl. Anm. 18; Reiß (Anm. 13) blieb bis an sein Lebensende Jude. Dr. Stiebel war gleichfalls Arzt in Frankfurt. Eine seiner Schriften wurde von Börne besprochen.

[28]) (Zu S. 14.) Alexander von Humboldt; über den Eindruck dieser Vorlesungen sind die Briefwechsel jener Zeit voll, z. B. auch Goethe-Zelter (Reclam) III, 4. 8. 12 u. a. m.

[29]) (Zu S. 16.) Spitzeder, Josef, 1796—1832, berühmter Baßbuffo, Mitglied des Königstädtischen Theaters.

[30]) (Zu S. 16.) Bamberger, zwei Schwestern, Opernsängerinnen am Frankfurter Theater.

[31]) (Zu S. 16.) Hier ist natürlich keine Frau, noch weniger Börne, sondern Heine gemeint, dessen „Reisebilder" Rahel gewidmet sind. B. neckt seine Freundin mit diesem Schriftsteller, für dessen Werke sie vielleicht mehr Sympathie besaß, als dem Briefschreiber lieb war. Vgl. schon die Notiz oben Anm. 5.

[32]) (Zu S. 17.) Der Witz war damals in Berlin so beliebt, daß ihn auch Zelter an Goethe übermittelte, Zelter-Goethe III, 8.

[33]) (Zu S. 18.) Die Aufführung hatte am 7. Febr. stattgefunden.

[34]) (Zu S. 18.) Spontini lebte 1820—1841 als Generalmusikdirektor in Berlin, von den meisten stark angefeindet.

[35]) (Zu S. 18.) Ludwig Rellstab, Dichter und Kritiker schrieb: „Über mein Verhältnis als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponisten ꝛc.", 1827.

[36]) (Zu S. 20.) Bruder Abrahams, ältester Sohn von Moses Mendelssohn. Seine Gattin war Henriette Meyer. Er hatte zwei Söhne: Benjamin und Alexander, von denen hier wohl der ältere B. gemeint ist.

[37]) (Zu S. 20.) Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff, deren „Schwestern von Lesbos" unter dem Patronat Goethes und Schillers erschienen waren. Gest. 17. Dez. 1831. Damals (1828) war sie 54 Jahre alt.

[38]) (Zu S. 22.) Über diese Schweizerreise (Juli 1822) vgl. den ausführlichen Bericht bei Hensel, Familie Mendelssohn, I, 124 ff.

[39]) (Zu S. 23.) F. W. Gubitz, Holzschneider, Schriftsteller, dessen „Morgenblatt" noch immer das führende Organ des damaligen Berlin war.

[40]) (Zu S. 23.) Clauren, mit seinem bürgerlichen Namen: Heun. V. hatte sich in seinen „Dramaturgischen Blättern" über Claurens Lustspiel: „Der Wollmarkt" sehr ungünstig ausgesprochen.

[41]) (Zu S. 23.) Joh. Nep. Hummel, 1778—1837, Komponist und Virtuos, Musikdirektor in Weimar. Seine damaligen Konzerte werden von Zelter sehr gerühmt, Briefw. III, 19. Sein Konzert fand am 6. März statt, Nina Sontag (die Schwester der berühmten Henriette) wirkte darin mit; vgl. die Anzeige in der „Voss. Ztg." vom 8. März, in der er sehr gerühmt wird, seine Mitwirkenden weniger. Am 12. März spielte er im Königstädtischen Theater.

[42]) (Zu S. 23.) Saphir, der damals sehr berühmte und angefeindete Humorist und Satiriker. Über seine Stellung in Berlin vgl. mein Werk über „Berlins geistiges Leben", II, 513 ff., und die Einl.

[43]) (Zu S. 24.) Hebr. Wort = Diener. Gemeint ist natürlich Moses Mendelssohn. Doch ist die Sache nicht ganz richtig; vielmehr war M. ein gut bezahlter Buchhalter, später Teilhaber des großen Bernhardschen Seidengeschäfts.

[43a]) (Zu S. 24.) Mit Guste ist Auguste geb. Wohl, eine Cousine unserer Frau Wohl gemeint. Sie heiratete 1824 den Aloys Schmitt, einen bedeutenden Pianisten und Komponisten (1788—1866), der von 1810—1824 in Frankfurt gelebt hatte. Von 1824 machte er Kunstreisen, lebte seit 1826 in Hannover, soll aber von dort (vgl. Allg. D. Biogr. 32, 43) erst 1829 nach Frankfurt zurückgekehrt sein.

[44]) (Zu S. 26.) Arzt, später Diplomat in Paris, schon 1805 mit dem Chamissoschen Kreise vertraut.

[45]) (Zu S. 27.) Vgl. oben Anm. 15.

[46]) (Zu S. 28.) Über die Mittwochsgesellschaft vgl. mein „Berlin", II, 387, 448 ff.

[47]) (Zu S. 29.) „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst"; vgl. mein „Berlin", II, 512. Der Verleger hieß Josephy.

[48]) (Zu S. 29.) J. J. Willemer, Frankfurter Kaufmann und Schriftsteller, bekannter als Gatte der berühmten Marianne W., war Mitarbeiter an der „Wage" gewesen.

[49]) (Zu S. 29.) Marheineke, Ph. K., evangelischer Theologe, 1780—1846, lange Zeit Professor an der Berliner Universität.

[50]) (Zu S. 29.) Karl Ritter, der berühmte Geograph, 1779

bis 1859. Er hatte von 1799—1810 in Frankfurt gelebt und kam 1820 nach Berlin.

[51]) (Zu S. 31.) v. Wehli, nicht weiter bekannt.

[52]) (Zu S. 31.) Das häufig angeführte Verschen entstammt keinem damals beliebten Volksliede, sondern einem zu jener Zeit verbreiteten Singspiele („Die Wiener in Berlin").

[53]) (Zu S. 33.) Schleiermacher; vgl. die Einl.

[54]) (Zu S. 34.) Anna Milder-Hauptmann, 1785—1838. Sie war von 1816 bis 1831 in Berlin als erster Stern der dortigen Oper. Die beiden mitwirkenden Opernsänger in dem durch Mozart bearbeiteten „Alexanderfest" von Händel waren Stümer und Blume. Das Konzert war am 28. Febr., die Voranzeige der Künstlerin in der „Voss. Ztg." 21. Febr., eine begeisterte Beurteilung der Aufführung das. 1. März.

[55]) (Zu S. 35.) Scheve, Präsident des Kurmärkischen Pupillenkollegiums. Er wohnte Große Friedrichstr. 38. Bei ihm waren z. B. die Billets des Wieprechtschen Konzerts zu haben, wie aus einer Zeitungsannonce ersichtlich ist.

[56]) (Zu S. 36.) Die Carl, eine Frankfurter Persönlichkeit, nicht weiter nachzuweisen.

[57]) (Zu S. 42.) Der kleine Artikel steht wörtlich in dem von F. Förster und W. Alexis herausgegebenen „Berliner Conversationsblatt" vom 25. Febr. 1828. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich sowohl dieses, wie „Courier", „Schnellpost", „Estafette" durchgesehen habe; doch wollte ich deren Berichte über Konzerte, Theater und sonstige Schaustellungen nicht einzeln anführen, um diese Anmerkungen nicht allzusehr anzuschwellen.

[57a]) (Zu S. 44.) Bei aller Bildung des Mendelssohnschen Hauses wäre doch ihre Kenntnis der Birmanen seltsam; doch erklärt sie sich daraus, daß die „Voss. Ztg." Nr. 41 und 42 vom 18. und 19. Febr. zwei Artikel über Ava, die Hauptstadt der Birmanen, gebracht hatte. — Später, am 27. März, war das. ein Brief aus Ramri in Birmanien abgedruckt und am 16. April ein kleinerer Artikel ähnl. Inhalts.

[57b]) (Zu S. 44.) Jean Pauls Witwe, eine geborene Meyer aus Berlin. Über sie vgl. meine Mitteilung in „Zeitschrift für Bücherfreunde", 1899, S. 91—98, und manche Stellen in meinem Buche „Therese Huber", Stuttgart 1901. Die letztgenannte charakterisiert die Frau Jean Pauls einmal: „Sie ist wohl die ergebenste Gattin, die je ihren Mann bewunderte."

[57c]) (Zu S. 46). Oppenheimer. Gemeint ist jedenfalls der Maler

Moritz D. Oppenheim, geb. 1801, gest. 1882, der 1827 Börnes Bild gemalt hatte. Er blieb übrigens dauernd in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.

[58]) (Zu S. 50.) Logier, Buchhändler, dessen Firma sich bis vor wenigen Jahrzehnten in Berlin erhalten. Über den Bruder Joh. Bernh. Logier (geb. 9. Febr. 1780), der 1822 nach Berlin berufen wurde, um sein neues System des musikalischen Unterrichts in Berlin einzuführen, vgl. „Gelehrtes Berlin" 1825, S. 158; einzelne pikante Notizen über ihn in den Briefen Zelters an Goethe.

[59]) (Zu S. 50.) Heine war Nov. 1827 nach München gekommen. Er arbeitete dort für die „Neuen politischen Annalen". Es war mehr als ein Gerücht, daß er zum Professor an der dortigen Universität ernannt werden sollte, doch kam es, nachdem sich die Angelegenheit lange hingeschleppt hatte, schließlich doch nicht dazu; vgl. Strodtmann, Heine, I, 555. Über Heine als Herausgeber der „Politischen Annalen" vgl. einen Artikel in der Berliner „Estafette", Nr. 222, 31. März 1828.

[60]) (Zu S. 55.) Eugen Malbouche. Von ihm wird („Voss. Ztg." 28. April) ein großer Brief aus der „Aachener Zeitung" mitgeteilt, in dem er sich rühmt, die Heilung des Stammelns erfunden zu haben.

[61]) (Zu S. 55.) „Der Kammerdiener", Posse in 4 Abteilungen von Leitershofen, die seit dem 23. Februar 1828 in Berlin aufgeführt wurde. Sie muß sehr beliebt gewesen sein, denn sie hielt sich bis 1878 und brachte es zu 112 Vorstellungen. Aufführungen des Stücks fanden am 5., 9., 15. März statt (die letztgenannte im Opernhause). Die „Voss. Ztg." brachte eine tadelnde Rezension erst am 18. März; „nur die Neigung des großen Haufens zum Spott gegen die Israeliten konnte Lachen hervorbringen". Der Inhalt ist der: Ein Kammerdiener unter dem Namen eines Herrn Baron von Schniffelinsky knüpft Liebesverhältnisse mit einer überbildeten alten Jüdin, einer reichen Gutsbesitzerin, sowie einem liebenswürdigen Judenmädchen an und wird schließlich entlarvt.

[62]) (Zu S. 56.) Natürlich Molière. Frau Wohl muß in einem bisher unbekannten Briefe ihre besondere Neigung zu dem französ. Komödiendichter ausgesprochen haben.

[63]) (Zu S. 56.) J. E. Hitzig, Kriminalrat, Schriftsteller und Buchhändler. Mit den jüngeren romantischen Kreisen eng liiert, später als Biograph E. T. A. Hoffmanns und Chamissos bekannt.

[64]) (Zu S. 56.) Hendel-Schütz, eine Zeitlang Gattin des Jenaer Professors K. J. Schütz, durch ihre mimisch-plastischen Darstellungen bekannt.

[65]) (Zu S. 60.) Fells Buch konnte ich in den bibliographischen Handbüchern nicht auffinden.

[67]) (Zu S. 62. Nr. 66 ist im Text übersprungen.) Professor Casper, Joh. Ludw., geb. 1796, seit 1825 außerordentl. Prof. an der Universität, schon damals ein sehr angesehener Arzt.

[68]) (Zu S. 62). Dr. J. M. Mappes, Arzt in Frankfurt, promoviert 1817, aufgenommen 1818, geb. 1796, gest. 1863. Gerade 1828 wurde er Direktor der anatomischen Sammlung, erlangte viele Würden und tat sich auch als medizinischer Schriftsteller hervor; vgl. Stricker in Allg. D. Biogr. XX, 283.

[69]) (Zu S. 63.) Buchhändler, Begründer eines lange blühenden Geschäfts.

[70]) (Zu S. 64.) Wahrscheinlich dieselbe wie der berühmte „Tunnell"; vgl. mein „Berlin" II, 449 ff. Über diese merkwürdige Genossenschaft der „Sonntagsgesellschaft" gibt Saphir im „Berliner Courier" sehr ausführliche Berichte.

[70a]) (Zu S. 65.) Pfarrer Kirchner, Anton, geb. 14. Juli 1779, gest. 31. Dez. 1834, ein um die Geschichte Frankfurts, besonders um die Entwicklung des Schulwesens dieser Stadt hochverdienter Mann. Seine „Geschichte von Frankfurt" (die freilich nur bis 1612 geht) ist ein trotz mancher Schwächen noch heute geschätztes Werk. Von seinen Beziehungen zu Börne weiß man nicht sehr viel; am bekanntesten ist, daß Kirchner Börnes Gedenkrede auf Jean Paul öffentlich vortrug. Getauft wurde B. nicht durch ihn, sondern durch den Pfarrer Bertuch in Rödelheim; Holzmann, Börne, S. 94.

[71]) (Zu S. 65.) Sie waren wohl in dem oben angedeuteten Brief an Dr. Stiebel behandelt. Nach unserer Stelle muß man annehmen, daß Dr. Reiß Arzt und nicht Mathematiker ist; s. o. Anm. 13.

[72]) (Zu S. 66.) Marie Kramm. Nicht zu ermitteln. Im ältesten Adreßkalender Frankfurts (Allgem. Adreß-Buch der Freien Stadt Frankfurt 1834) findet sich: „Kramm, Johannes, in Mode- und Wollenwaren, Römerberg".

[73]) (Zu S. 66.) Das Gedicht an Louise steht im „Berliner Courier" 13. März. Es besteht aus zwei Strophen und ist so herzlich unbedeutend, daß sein Wiederabdruck nicht lohnt.

[74]) (Zu S. 66.) Jetzt im Charlottenburger Mausoleum; vgl.

mein „Berlin", II, 303. B.s Erzählung ist etwas legendenhaft ausgeschmückt.

[75]) (Zu S. 67.) Das Konzert im Saal des Schauspielhauses war ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert von Konstanze Tibaldi, unter Leitung des Musikdirektors Moeser.

[76]) (Zu S. 69.) Zimmern fraglich. Sollte der bekannte Jurist Siegm. W. Z. (1796—1830) gemeint sein? Auf ihn würde passen, daß B. auf der Hinreise in seiner Nähe gewesen war, denn Z. war Professor in Jena.

[77]) (Zu S. 72.) Dachles = tachlis (hebr.) (vgl. S. 50, Anm. unter dem Text), eig. Ende, hier in dem Sinne: den wahren Endzweck, das Wichtige, Bedeutsame.

[78]) (Zu S. 72.) Die Anwesenheit von „einer von Schillers Töchtern" konstatiert auch Zelter (Briefw. m. Goethe) III, 9. Nach seinem Berichte war sie sehr krank.

[79]) (Zu S. 74.) Bardeleben; eine Frau dieses Namens wird als Mitglied der Berliner Gesellschaft bei Zelter III, 298 erwähnt.

[80]) (Zu S. 74.) Besprechung des Houwaldschen Trauerspiels „Das Bild" in den „Dramaturgischen Blättern".

[81]) (Zu S. 75.) Sichel, ohne nähere Angaben nicht zu identifizieren. 1830 gab es in Frankfurt 25 Träger dieses Namens.

[82]) (Zu S. 76.) Das übrigens formell ungelenke und auch inhaltlich wenig bedeutende Gedicht ist von Franzos in der „Deutschen Dichtung" gedruckt, ohne daß der Herausgeber die Veranlassung des Gedichts kannte.

[83]) (Zu S. 77.) Jedenfalls ein Verwandter von Jos. Muhr, der für die Emanzipation der Juden eifrig tätig war.

[84]) (Zu S. 82.) Schlegel in Bonn = A. W. Schlegel, der berühmte Shakespeare-Übersetzer, der durch seine grandiose Eitelkeit, damals auch durch sein Auftreten gegen Goethe, Anlaß genug zu Spott gab.

[85]) (Zu S. 82.) Berichtigung einiger Mißdeutungen. Von A. W. v. Schlegel, Berlin 1828.

[86]) (Zu S. 82.) Natürlich ist nicht an Paul Heyse zu denken, der am 15. März 1831 geboren wurde; es ist ein älterer Bruder, der aber sehr jung starb; s. S. 92.

[87]) (Zu S. 82.) Prinzessin Karl, die Weimarische Prinzessin Marie Alexandrine. Prinz Karl hatte vor seinem älteren Bruder Wilhelm geheiratet, dessen Sohn (Kaiser Friedrich III.) erst am

18. Okt. 1830 geboren wurde. Der Kronprinz (der spätere König Friedrich Wilhelm IV.), seit 29. Nov. 1823 verheiratet, war kinderlos.

[88]) (Zu S. 83.) Cherubinis „Abenceragen" oder „Das Feldpanier von Granada" war am 11. März 1828 zum erstenmal aufgeführt worden und brachte es bis 9. Febr. 1829 im ganzen nur auf 4 Vorstellungen.

[89]) (Zu S. 83.) Die jüngere Tochter, d. h. Felix Mendelssohns zweite Schwester Rebekka, die später den Mathematiker Dirichlet heiratete. (Er wurde während Börnes Aufenthalt in Berlin zum Professor an der dortigen Universität ernannt.) Während Börne über das Mendelssohnsche Haus sich sehr günstig äußerte, muß er dort einen zum mindesten unbedeutenden Eindruck gemacht haben, wie folgende Schilderung der älteren Schwester Fanny (damals 23 Jahre alt) an Klingemann vom 18. Juni 1828 bezeugt (Familie Mendelssohn, I, 182): . . . „Warum wir Ihnen von Börnes Hiersein nichts sagten? Weil in der Gotteswelt nichts von ihm zu sagen ist. Wir waren oft der Meinung, daß irgend ein Quidam diesen hübschen Namen angezogen und damit in die Welt gegangen. Dies ist nicht etwa ein Urteil nach einmaligem Sehen — wir haben ihn lange hier gehabt, und allein, mit anderen Leuten, mittags, abends und in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verleugnet als ein kleiner, schwerhörender und schwerer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind, der sich wie der gemeine Haufen der Frankfurter wundert, daß die Berliner auf den Hinterfüßen stehen und mit den Vorderpfoten essen, und daß die Bäume wirklich auch hier grün werden, nachdem der Schnee wirklich auch weiß war, der mir eines Tages ein Buch vorlegte und mich die Zahl 10 430 aussprechen ließ, und als ich nun, irgend eine Rechenaufgabe erwartend, ängstlich schwieg, die Prüfung beendet und sich verwundert erklärte, daß ich eine fünfstellige Zahl aussprechen könne. Nie haben wir irgend ein bemerkenswertes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blick bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte."

[90]) (Zu S. 85.) Fr. Varnhagen ist bekannter unter dem Namen: Rahel; es ist die schon mehrfach in diesen Briefen besprochene Frau Varnhagens v. Ense.

[91]) (Zu S. 85.) Passalaqua ist aus den damaligen Berliner Zeitungen nicht nachzuweisen.

[92]) (Zu S. 86.) So steht's im Original (d. h. in Börnes Abschrift), muß aber verschrieben sein, L. statt P. heißen. Die Gattin

hieß: Lea, der Gatte: Abraham; an dessen Sohn Paul ist selbstverständlich nicht zu denken.

[93]) (Zu S. 90.) Karoline de la Motte Fouqué, 1773—1831, seit 1802 mit F., vorher mit einem Herrn v. Rochow vermählt, eine unendlich fleißige Schriftstellerin; bei Goedeke werden 67 Werke von ihr erwähnt. Die Urteile anderer Schriftsteller über sie lauten wesentlich günstiger.

[94]) (Zu S. 93.) Nicht unsere Nr. 10. Im Originalmanuskript werden vielmehr die Briefe durchgezählt, von der Abreise aus Frankfurt an. Unser Brief trägt dort die Nr. 21.

[94a]) (Zu S. 94.) Barthol. Bosco aus Turin; erste Voranzeige seiner Vorstellungen in der „Voss. Ztg." 17. März. Die Vorstellungen begannen am 10. April und fanden zuerst in einem Saal, dann im Theater statt. Am 18. April widmete ihm L. Rellstab einen bewundernden Artikel. Gleichzeitig mit Bosco produzierten sich der Zauberkünstler Habitt aus Moskau, dessen Name in den Saphirschen Streitschriften gebraucht wurde, und der Jongleur Debouché, der auch seine Lobredner fand. Von sonstigen Vorführungen menschlicher oder tierischer Geschicklichkeit, von denen einzelne in unserer Textstelle angedeutet werden, seien nach den Annoncen der „Voss. Ztg." erwähnt: Gropius' Diorama, Enslens „Malerische Reise im Zimmer", J. Pfisters mechanische Kunstreiter und Seiltänzer, Mad. Bagolinis Fechtakademie, Bachsche Kunstreitergesellschaft im Zirkus.

[94b]) (Zu S. 94.) Das große militärische Konzert im Saale des Schauspielhauses fand unter Wieprechts Leitung statt. (Börne nahm vielleicht ein Billet wegen seiner Beziehungen zum Präsidenten Scheve.) Das Konzert wird übrigens in Rellstabs Beurteilung („Voss. Ztg." 2. April) nicht unbedingt gelobt.

[95]) (Zu S. 96.) Calderons. Plan einer Vorrede zu einer Übersetzung, nicht weiter ausgeführt.

[96]) (Zu S. 97.) Auch dieser Plan wurde, soweit man aus dem gedruckten Nachlasse urteilen kann, nicht ausgeführt.

[97]) (Zu S. 97). „Schisserchen", seltener Ausdruck, der mit dem vulgären ähnlich klingenden Wort wohl nichts zu tun hat. Vielmehr hängt es, nach A. Hammerans (in Frankfurt) Erklärung, mit Schüsser (abgeleitet von Schuß, schießen) zusammen = kleine Tonkugeln, mit denen die Knaben spielen. Schüsserchen oder Schisserchen würde dann soviel heißen als: kleine, unbedeutende Sachen.

[98]) (Zu S. 103.) Ob wirklich die erste Frau Werners gemeint ist? Diese war eine Dirne aus Königsberg, die W. 1791 kennen lernte, 1792 heiratete; 1794 ließ er sich von ihr scheiden und berichtete 1800, daß sie herumvagierende Komödiantin sei. Eher könnte es Werners zweite Frau gewesen sein, von der er 1800 geschieden wurde; sie heiratete dann, wie er selbst berichtete, einen Offizier. Auch die Bemerkung über den Religionswechsel der Frau kann nicht richtig sein; als Katholikin hätte sie gar nicht geschieden werden können; übrigens war ja auch Werner bis 1813 Protestant. Gewiß ist es die dritte, von der er 1805 getrennt wurde; sie heiratete bald darauf G. J. Ch. Kunth, der 1828 wirklich Staatsrat war.

[99]) (Zu S. 103.) Die üblichen Charfreitagsaufführungen der Singakademie unter Zelters Leitung. Von vielen solcher Aufführungen, ihrem künstlerischen und pekuniären Erfolge spricht er in seinen an Goethe gerichteten Briefen, von der unsrigen gerade nicht.

[100]) (Zu S. 106.) Devrient. Es ist der große Ludwig Devrient (1784—1833) gemeint, der seit 1814 Stolz und Hauptstütze des Berliner Theaters war.

[101]) (Zu S. 106.) „Der versiegelte Bürgermeister" (von Raupach), Posse in 1 Aufzug, wurde vom 31. März 1828 bis zum 15. Nov. 1834 siebzehn Mal gespielt. Im Anschluß an die Aufführung vom 16. April brachte die „Voss. Ztg." vom 23. eine lobende Beurteilung.

[102]) (Zu S. 115.) Die damaligen Gewitter müssen in der Tat ganz außerordentlich gewesen sein, denn die „Voss. Ztg.", die sonst von solchen Lokalereignissen völlig schweigt, nimmt in der Nummer vom 21. davon Notiz; in der Nummer vom 16. berichtet sie übrigens noch: „In der Nacht vom 12. auf den 13. haben sich auch hier zwei Erdstöße fühlen lassen. Vgl. oben S. 114. Über die Gewitter vgl. „Estafette", Nr. 237, 19. April, und „Conversationsblatt", Nr. 82, 26. April.

[103]) (Zu S. 116.) Das Dürerfest wurde in Berlin sehr feierlich begangen. Am 8. April im Wissenschaftlichen Kunstverein: Reden Hothos, Schadows, beim Festmahl: Ansprache Försters; am 18. in der Kunstakademie: Symphonie von Mendelssohn, Rede von Tölken, Kantate, gedichtet von Levezow, komponiert von Mendelssohn.

[104]) (Zu S. 118.) Sachs ist gewiß nicht der bekanntere Schriftsteller J. J. Sachs, der eine Biographie Mich. Beers geschrieben hat, sondern Börnes Hauslehrer Jak. Sachs, ein gebildeter Mann, der die Kinder orthodox erziehen sollte, aber selbst ein aufgeklärter Mann der Mendelssohnschen Schule war.

[105]) (Zu S. 118.) Daß Ed. Rüppel nach zehnjähriger Abwesenheit am 31. März nach Frankfurt zurückkam, meldet selbst die „Voss. Ztg." vom 5. April, ein Zeugnis von dem damals weit verbreiteten Ruhm des verdienten Reisenden, der am 20. Nov. 1794 geboren und am 10. Dez. 1884 gestorben ist. Die damalige Reise hatte der Erforschung Ägyptens gegolten, eine spätere war Abessynien gewidmet.

[106]) (Zu S. 119.) Zimmern vgl. oben Anm. 76.

Register.

Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Einleitung.

Abraham a Santa Clara 104.
Adamberger, Toni XIX.
Adele 11.
Alexis, Willibald XXVII ff. 123. 128.
Arnstein, Franziska von, geb. Itzig XVIII.
Arnsteinsches Haus XVII. XXIII.
Auguste (Guste) s. Schmitt, Auguste.

Bacher, Julius XVI.
Bachs Kunstreitergesellschaft 94. 133.
Bagolini, Mad. 133.
Bahr 120.
Bamberger, Sängerinnen V. 16. 126.
Bardeleben, Frau von 74. 131.
Bartholdy, L. J. S. XVIII.
Beer, Heinrich 14. 23. 126; seine Frau 23; Mutter 23.
Beer Meyer s. Meyerbeer.
Beer, Michael 14. 23. 126. 134.
Beifuß 10.
Bendavid, L. XXXV.
Bernhard in Frankfurt 33.
Bernhardsches Seidengeschäft in Berlin 127.
Bertuch, Pfarrer 130.
Bing 78.
Blume, Sänger 128.
Börne, Ludwig, Werke:
Dramaturgische Blätter 127 (Claurens Wollmarkt). 131 (Houwalds Bild).
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik ꝛc. XL. 7 ff. 27. 51. 127.
Häringssalat XXVIII. 123.
Janustempel, der XXXVI.
Jean Paul, Denkrede auf XXXIX. 4. 28. 44. 61. 123. 130.
Ich fühle das Wehen ꝛc. (Gedicht) 76.
Monographie der deutschen Postschnecke ꝛc. XXXIII.
Pariser Briefe IX. XI. XXVIII. XXXII.
Pariser Skizzen XXXV.
Roman, der XXXVI.
Sontag, Henriette, in Frankfurt XL. 4 f. 9. 12. 52. 123.
Stiebel, Besprechung einer seiner Schriften 126.
Wage, die XI. XXXIII. 12. 64. 106. 118. 127.
Zeitschwingen 64.
Börne, Mutter von Ludwig 65.
Börne, Philipp 33. 40; sein Bruder 33.
Börne, Vater von Ludwig 5.

Bosco, Barthol., Taschenspieler XLII. 94. 113. 133.
Braun, Friederike, s. Robert, Frau.
Breidenbach 14. (Wolf oder M. W. A.) 126.

Calderon 38. 96 f. 133.
Campe, Verleger XLI.
Carl, die 35 f. 103. 128.
Carl, Prinz 89. 131.
Carl, Prinzessin 82 f. 131; ihr Sohn 83. 89.
Casper, Joh. Ludw. 62. 91. 130.
Chamisso, Ad. von 28. 127. 129.
Cherubini 83. 86. (Abenceragen) 132.
Christ, Dr., Arzt 111.
Clauren (Heun) 23. 127.
Consalvi, Cardinal XVII.
Constantin, die 118.
Corneille, P. 73.
Cortez, Ferdinand 82.
Cotta, Verleger XLI. 64.

Debouché, Jongleur 133.
Devrient, Ludwig 106. 134.
Dirichlet, Lejeune 132.
Dürer, Albrecht 116. 134.

Eder 19.
Emden 46.
Enslen 133.

Fanny, Schwester von Jeanette, s. Schnapper.
Fell, Pfarrer 60, 130.
Fielding XXXV. 67.
Foerster, Fr. 128. 134.
Fouqué, F. K. H. de la Motte XXVII. 5. 64. 74. 89. 123.
Fouqué, Frau des vor., Karoline 90. 123. 133.
Fränkel, Bankier 24.
Franzos, K. E. 131.
Friedrich III., Kaiser 131.
Friedrich Wilhelm III. 14. 18. 39. 43. 66.
Friedrich Wilhelm IV. 83. 132.
Fuld, Bankier 23.
Fürst, J. 4. 123.
Fürst, J., Orientalist 123.

Gans, Eduard XXV. XL. 1. 6. 9. 13 f. 16. 27 f. 36 f. 51. 55. 119.
Gluck 11. 17.
Goedeke, K. 133.
Goldschmidt, Dr., Advokat 4. 19. 123.
Goethe, J. W. v., XVI. 76. 111. 124 ff. 129. 131. 134.
Götz 10.
Götz, Henriette 26.
Graun, K. H. 103.
Grillparzer, F. XXXVII.
Gropius' Diorama 133.
Gubitz, F. W. XXVII. 23. 127.
Guste s. Schmitt, Auguste.

Habitt, Zauberkünstler 133.
Haizinger, Frau XXVI.
Hammeran, A. 133.
Händel-Schütz s. Hendel-Schütz.
Händel 18. 34. 128.
Hardenberg, Fürst XVII.
Hegel, G. W. Fr. XL. 51. 64. 100. 107. 111. 124.
Heine, Heinrich IX. XLI. 5. 16. 50. 68. 123. 126. 129.
Helwig, Amalie von, geb. Imhof VI. 20. 126.
Helwig, General 20.
Hendel-Schütz, Frau 56 f. 130.
Hensel, Sebastian XXIV. 125 f.
Herz, Doktorin III. 3.
Herz, Henriette III. IX. XIV. XXV f. XLIV. 1. 4. 5. 10 ff. 26. 30. 33 ff. 41 f. 47 f. 52 f. 69. 81. 83 ff. 89. 91 f. 102 f. 108. 116. 118. 122 f.
Herz, Klara, geb. Saaling XV. XX, 7. 26. 33. 81.

Herz, Mariane 45; ihre Schwester 45.
Heß 109.
Heyse, Dr. VII. XX. XXII. 6. 22. 27. 37. 42. 92. 108. 120 f.
Heyse, Schwester des vor., 120 ff.; Eltern 120.
Heyse, Julie, geb. Saaling VI. XV. XX. 6 ff. 12 f. 21 f. 27. 31 ff. 59 f. 64. 75. 81 f. 86 f. 92. 95. 108. 111.
Heyse, Paul, 131.
Hinkelsche Hypothek 101.
Hitzig, J. E. XLI. 28 f. 56. 64. 129.
Hoffmann, E. T. A. 129.
Holtei, Karl XXXI. 11. 29. 125.
Holzmann, M. IV. 125.
Homer XXX.
Hormuth, Pfarrer 125; seine Frau s. Ochs, Fanny.
Hotho, H. G. 6. 124. 134.
Houwald, Chr. E. XXXVII. 74. 131.
Huber, Therese XXVI. 128.
Humboldt, Alexander von XXIV. 14 f. 17. 21. 33 f. 51. 74. 82. 91 f. 100. 126.
Hummel, Joh. Nep. 23. 127.

Jahn, F. L. XXIX.
Jean Paul XI. XXXV. XXXIX. 4. 28. 44. 61. 128. 130; seine Frau XXXIX. 44. 61. 128.
Iffland, A. W. XXXVIII. 124.
Josephy, Verleger 29. 127.
Itzig, Bella XVIII.
Itzig, Daniel XIX. 124.

Kirchner, Anton, Pfarrer 65. 109. 130.
Klaar, Alfred XXXVII.
Kleist, H. von XXXVII.
Klingemann 132.
Kobbe, Theodor XXVI f.
Koreff, Ferd. 26. 41. 127.
Körner, Ch. G. XVII. XX; seine Frau XX.
Körner, Theodor XVIII ff.
Kotzebue, A. v. XXIV. XXXVIII.
Krakauer, Prof. VII. 124 f.
Kramm, Johannes 130.
Kramm, Marie 66. 117. 130.
Kraus, die 104. 110. 117.
Kremanski, Graf 27.
Kunth, G. J. Ch. 134.

Leitershofen 55. (Der Kammerdiener) 129.
Lessing, G. E. XXXV. XXXVII.
Levezow, J. A. K. 134.
Levi, Sarah 6. 22. 31. 85. 124.
Levitta, Dr. 83.
Lindenau 5. 10. 14. 67 f. 77. 79. 89. 109. 123.
Lindenau, Vater des vor. 101. 109. 111.
Logier, Musikalienhändler 31. 50. 129.
Logier, Joh. Bernh., Musiker 50. 129.
Louis s. Ochs.
Louise, Königin von Preußen XLII. 66 f.
Löwenthal 39.
Ludwig I., König von Bayern 35. 50.
Luther, Martin 27.
Lypke, Bankier 42; seine Fr. Ph. 42.

Malbouche, Eugen 55. 129.
Mappes, J. M. 62. 111. 130.
Marheinecke, A. K. 29. 127.
Marialva XVII f. 26. 38. 41. 59.
Mecklenburg, Herzog von 83.
Melanchthon 27.
Mendelssohn, Alexander 20. 88. 126.
Mendelssohn, Benjamin 88 f. 126.
Mendelssohn, Henriette 13. 52. 60. 125.
Mendelssohn, Henriette, geb. Meyer 20. 38. 89. 126.
Mendelssohn, Joseph 8. 20 f. 23. 38. 88 f. 99. 126.

Mendelssohn, Marianne, geb. Seligmann 20. 38.
Mendelssohn, Moses XIX. 24. 127. 134.
Mendelssohn, Rosamunde, geb. Richter 88 f.
Mendelssohn-Bartholdy, Abraham V. 8 f. 12. 15. 22 f. 42 ff. 55. 59. 74. 82. 103. 126. 128. 133; sein Sohn? 55.
Mendelssohn-Bartholdy, Fanny 103. 132.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix XXIV. 8. 74. 83. 103. 116. 125. 132. 134.
Mendelssohn-Bartholdy, Lea V. 8 f. 12. 52. 54. 67. 74. 86. 132 f.
Mendelssohn-Bartholdy, Paul 133.
Mendelssohn-Bartholdy, Rebekka 83. 103. 132.
Metternich XVIII.
Meyer, Dr., Mann der Hendel-Schütz 56 f.; seine zweite Frau und seine Kinder 56 f.
Meyer, Dr. in Frankfurt 100.
Meyerbeer 23. 67. 126; seine Frau 23.
Milder-Hauptmann, Anna, Sängerin 34. 128.
Molière 56. 92. 129.
Moeser, Musikdirektor 131.
Mozart, W. A. 17 f. 128.
Muhr, Jos. 131.
Muhr, Tabakshändler 77. 131; seine Familie 77.

Neuburg, Dr. J. G. 13. 22. 38. 125.
Neuburg, J. G. N. 125.

Ochs, Fanny 10. 75. 77. 104. 110. 113. 116 f. 125.
Ochs, Louis 11. 26. 63. 104. 125.
Oelsner, Konr. Eng. 5. 123.
Oppenheim 32.
Oppenheimer, Moritz D. 46. 128 f.
Oppenheimer, Maler 79.
Ott, Leopold IX.

Passalaqua 85. 132.
Pereyra, Henriette von XVIII f.
Pfister, J. 133.
Pfuel, General XVI.
Pichler, Karoline XIX. XXIII.

Rahel, s. Varnhagen.
Rauch, Bildhauer VII. XXIV. XLII. 35. 66. 73. 85; seine Tochter VII. 73.
Raupach, Ernst 106. 134.
Reichardt 104 (Guide de Voyageur).
Reis, Michael, Dr. 6. 14. 26. 31. 62. 65. 78. 111. 125 f. 130. seine Frau geb. Ochs 125.
Reis, Mathematiker 124.
Rellstab, Ludwig 18. 126. 133.
Reinganum, Anwalt 10. 17. 19. 33. 56. 64. 69. 81. 92. 101. 113. 124; seine Brüder 10. 56. 113.
Ritter, Karl 29 f. 127 f.
Robert, Ludwig VI. XXVI. XXVII f. 1. 5. 9. 12. 31. 59 f. 68. 81. 114. 123.
Robert, Frau d. vor., geb. Braun VI. XXVI f. 5. 10. 12. 25. 59 f. 68. 73 ff. 80. 114. 123.
Rochow, v. 133.
Röschen 26.
Rossini V. 16.
Rothschild, Karl Mayer von XVI.
Rothschild 10.
Rothschild, Lehrer 14. 125; sein Sohn 14. 125.
Rothschild, Frau von, geb. Herz 111.
Rousseau, J. J. XI.
Rumohr 27.
Rüppel, Ed. 118. 135.

Saaling, Hofjuwelier (Jakob Salomon) XV; seine Frau XV.
Saaling, Julie s. Heyse, Julie.

Saaling, Marianne V ff. IX. XV ff. 6 ff. 12 ff. 20 ff. 25 ff. 31 ff. 41 f. 45. 52 ff. 58 ff. 72. 74 ff. 81. 83 f. 86. 92. 95. 106 f. 109. 111 ff. 116. 122; ihre Kammerjungfer 21.
Sachs, Jak. 118. 134.
Sachs, J. J. 134.
Samuel (Bruder Börnes?) 19. 51. 80. 89. 122.
Saphir, M. G. XXVII. XXXI. 23. 127. 130. 133.
Sauerländer, Buchhändler 80.
Schadow, G. 134.
Scheve, v., Präsident 35. 128. 133; seine Frau 35 f.
Schiller, Fr. v. XXXVIII. 126.
Schillers Tochter 72 f. 131.
Schlegel, Friedrich XVII. XXI.
Schlegel, Dorothea XVII. XX f. XXIII.
Schlegel, A. W. 76. 82. 131.
Schleiermacher, F. D. E. XXV f. 33. 128.
Schlesinger, Buchhändler 63. 130.
Schlesinger, Musikalienhändler 63.
Schmidt, Dr. 46.
Schmith (!) 24.
Schmitt, Aloys 20 f. 81. 90. 96. 105. (Schmidt) 108. 110. 119. 127.
Schmitt, Auguste, geb. Wohl 24. 70 f. 81. 90 f. 95 f. 99. 119. 127; ihre Eltern 70. 96. 99.
Schnapper, Fanny 11. 17. 46. 77. 88. 101. 125.
Schnapper, Mose M. 125.
Schnapper-Arndt, Gottlieb IX. 125; sein Vater 125.
Schnapper-Arndt, Johanna VII. 125.
Schneider, Musikdirektor 5(?) 124.
Schulz 51.
Schulz, Madame 86 f.
Schütz, K. J. 130.
Scott, Walter XI.
Sebastiani, General 13. 60. 125.
Seidel, Musikdirektor 5(?) 124.
Shakespeare XXXVIII. 38. 74. 131.
Sichel 75. 131.
Sichel, Jettchen 75.
Sieber, Frau 44.
Sieboldsches Journal 62.
Sontag, Henriette XXVIII ff. XL. 4. 46. 64. 127.
Sontag, Nina 46. 127.
Speiers 31 f.
Speyer 72.
Spiro (Schwager v. Börne) 5. 33. 124.
Spiro, Sohn d. vor. V. 12. 24. 93. 124.
Spiro, Schwester von Börne 24. 93.
Spitzeder, Josef, Bassist 16. 126.
Spohr, Louis 18.
Spontini, G. L. P. 18. 23. 64. 67. 126.
Steffens, Henr. 91 f.
Stiebel, Dr. 10. 14. 24. 63. 77 f. 91. 125 f. 130; seine Frau, geb. Ochs 125.
Strauß, Salomon VI f. XII.
Streckfuß, K. 28.
Stricker 130.
Strodtmann, Ad. 129.
Stümer, Sänger 128.

Tacitus XXXV.
Thomas a Kempis XXI.
Tibaldi, Konstanze 67. 131.
Toelken 134.

Uhden, J. D. F. O., Staatsrat 65. 124.
Uhden, Staatsrätin 5 f. 10. 22. 64 f. 85. 124; ihre Schwester 5. 124; ihre Tochter, Braut von Hotho 6; ihre kranke Tochter 64.

Varnhagen von Ense, K. A. XXII. XXV. 7. 9. 27. 123 ff. 132.
Varnhagen, Rahel, geb. Levin XXII. XXV. XL. 7. 9. 16. 27. 53. 85. 115 f. 124. 126. 132.

Veit, Johann XXI.
Vieweg, Buchhändler 17.
Vollmer, San.-Rat XVI.
Voltaire 73.

Walther 11. 125.
Weber, B. A. 124.
Wehli, von 31. 128.
Werner, Zacharias 103. 134; seine erste (?) Frau 103. 134; zweite und dritte 134.
Wieprecht, Fr. Wilh. 128. 133.
Wilhelm I., Kaiser 131.
Willemer, J. J. von 29. 127.
Willemer, Marianne von 127.
Wohl, Jeannette V. IX—XIII. XLIII. 1—122 (passim).
Wohl, Frau, Mutter von Jeannette X. XII. 68 f. 72. 93.
Wolf, F. A. XXX.
Worms 19. 88. 91. 96.

Zelter, K. Fr. 12. 15. 103. 125 ff. 129. 131. 134.
Zimmern, Sigmund W. Z. Prof. 69. 119. 131. 135.

Anhang.

Berlin.

Charaden und Handlungen 43 f.
Charakterisierung der Berliner 71.
Frömmigkeit 102 f.
Geselligkeit 51 f.
Kunst 46.
Mittwochsgesellschaft 28 f. 127.
Preise der Lebensmittel usw. 94 f.
Rauchs Denkmal der Königin Louise XLII. 66 f.
Schauspielhaus 67.
Sonntagsgesellschaft, der 64. 130.
Theaterzeitung, offizielle, Plan zu einer 61 f.
Vorlesungen von A. v. Humboldt 14 f. 34.
Witz 17.

Karl Eggers

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel

Zwei Bände. Mit Holzätzungen, je einem Lichtdruck und je einem phototyp. Faksimile

pro Band geh. M. 3.—; geb. M. 5.—

Dr. H. Gerstenberg

Henriette von Schwachenberg
und
Hoffmann von Fallersleben

Unter Benutzung von bisher ungedruckten Nachlaßbildern
Mit fünf Vollbildern

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Bettina Ringseis

Briefe von Hermann und Gieſela Grimm
an
die Schweſtern Ringseis

geh. M. 1.50; geb. M. 2.50

Theodor Fontanes

Briefe an ſeine Familie

Zwei Bände. Mit zwei Bildniſſen

geh. M. 10.—; Leinen geb. M. 12.—; Halbfrzbd. M. 14.—

84947

LG
B6726b

Boerne, Ludwig
Berliner Briefe, 1828.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED